

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Die fremde Stimme.

Erzählung von Berner Dranoille Schmidt

(Nachdruck verboten)

Im Entrance-Dock zu Liverpool herrschte an einem Augustabend noch reges Leben und Treiben; denn mehrere transatlantische Dampfer sollten noch im Laufe der kommenden Nacht den Hafen verlassen.

Ein gewaltiges, eindrucksvolles Bild von dem Getriebe der Weltstadt entrollte sich hier vor den Augen des Beschauers.

Sechs Uhr war es bereits vorbei, aber noch immer kreischten die Winchen, rasselten die Spille und tönten die lauten Rufe der Stauer u. Schauerleute.

Auf dem Bootsdeck des Dampfers Travancove ging der Kapitän John Palmer in Begleitung seines Steuermannes Wilson auf und ab.

„Ob wir die Ladung wohl bis Mitternacht hinrentriegen?“ meinte Palmer zweifelnd und trat nahe an die Brüstung, die sich zwischen den Niedergängen, die nach Deck hinunterführten, befand.

Wilson zuckte die Schultern und setzte umständlich seine erloschene Schagpfeife wieder in Brand.

Schweigend blickten sie eine Weile auf das bewegte Bild zu ihren Füßen.

Gerade unter ihnen gähnte die geöffnete Vorluke. Tief unten im eisernen Schiffsbauch huschten geschäftige Lichter hin und her. Dort waren die Stevedors mit dem Stauen der Ladung beschäftigt. Zur Hälfte war der schier unersättliche Raum schon gefüllt; unaufhörlich hob der massige Krahne noch immer Ladungsstücke empor, ließ sie einen Augenblick über der Tiefe schweben, um sie dann leicht und sicher hinabsinken zu lassen; aber ehe alle die Ballen, Säcke und Kisten, die noch in hohen Stapeln unter dem langgestreckten Schuppen ruhten, binnengenommen waren, konnte noch manche Stunde vergehen.

„Ja, Steuermann, ich will geh'n!“ unterbrach Palmer das eingetretene Schweigen. „Ich werde diese Nacht wohl an Land bleiben, bin aber rechtzeitig an Bord. Morgen früh, mit der ersten Tide gehen wir hinaus. Passen Sie gut auf, daß ordnungsmäßig verstaут wird und daß nachher die Luke gut abgedichtet wird.“

Ein Zollbeamter, der sich zwecks einer Erkundigung dem aufsichtführenden Steuermann näherte, machte ihrer weiteren Unterhaltung ein Ende.

Palmer entfernte sich mit einem freundlichen Kopfnicken. Er wußte sein Schiff unter der Obhut des ersten Steuermannes gut aufgehoben.

Beim Schornstein, der bereits schwarze Rauchwolken versendete, blieb er stehen und blickte forschend nach dem sternlosen Himmel. Wetter-schwangere Wolken zogen sich dort zusammen, und am Horizont bligte es zuweilen auf.

Einer Eingebung folgend, ging Palmer in seine auf Deck, neben dem Kartenhause belegene Kabine zurück und zog sich einen Paletot über.

Auf der Laufbrücke, die das Deck des Schiffes mit dem Kai verband, prallte er fast mit einem untersehten Manne zusammen, der sich an Bord begeben wollte.

„O, Pardon!“ stieß der Fremde mit rauher Stimme hervor und griff entschuldigend an die Hutkrempe. „Ach, wissen Sie vielleicht, ob dies Schiff heute noch in See geht?“

„Morgen früh gegen vier Uhr“, entgegnete Palmer. Er versuchte, die Züge des Fragers zu erkennen; aber der Fremde hatte den Hut ziemlich tief ins Gesicht gezogen, und die kleine Handlaterne, welche an der Laufbrücke befestigt war, verbreitete nur ein sehr schwaches Licht.

„So, Sie sind hier wohl an Bord beschäftigt? — Wieviel kostet denn die Passage nach Indien? —“ nahm der andere das Gespräch wieder auf.

„Ich bin der Kapitän!“ entgegnete Palmer kurz. „Wegen weiterer Auskunft wenden Sie sich wohl an den ersten Steuermann. Er steht vorne an Deck. — Guten Abend!“

Palmer tippte leicht an die Mütze. Es fränkte ihn, daß der Fremde ihn scheinbar für einen Mann der Besatzung gehalten hatte, und er fühlte sich nicht veranlaßt, noch weitere Auskunft zu geben.

Am Ende des Schuppens blieb er stehen und überlegte, wohin er zunächst seine Schritte wenden wollte. Zuletzt faßte er den Plan, vorerst seine Wohnung aufzusuchen, um etwas zu genießen und nachzusehen, ob noch Briefschaften für ihn eingelaufen waren.

John Palmer war unverehelicht geblieben. Schon seit langen Jahren bewohnte er während seiner jeweiligen Anwesenheit in Liverpool zwei Zimmer bei einer Witwe, die in der Nähe des Hafens eine Etage innehatte.

Obwohl der Zimmerspreis nur ein bescheidener zu nennen war, hatten die behaglichen Räume doch verschiedene Bequemlichkeiten aufzuweisen. So war Badegelegenheit vorhanden, und außerdem befand sich ein Telephon in seinem Wohnzimmer, von dem er allerdings noch nie Gebrauch gemacht hatte.

Als Palmer vor seinem Hause anlangte, fielen die ersten, schweren Tropfen. Oben, in den höheren Luftschichten, grölzte es drohend, und das Wetterleuchten wurde intensiver.

Froh, noch vor Ausbruch des Gewitters ein schützendes Dach erreicht zu haben, begab Palmer sich zuerst nach der Küche seiner Wirtin und bestellte sich eine Tasse Tee nebst Zubrot.

In seinem Zimmer entledigte er sich des Paleots und ließ sich dann auf dem Sopha nieder. Nach dem Abendbrot nahm er die Zeitung zur Hand und studierte den Vergnügungsanzeiger; denn er wollte die letzten Stunden des Hierseins bei einem Glase Bier in einem Spezialitäten-Theater verbringen.

Draußen schlug der Regen Matschend gegen die Scheiben, und unaufhörlich rollte der Donner.

Palmer trat ans Fenster und blickte auf den Kampf der Elemente hinaus.

Plötzlich schrillte hinter ihm die Glode des Telephons.

Während er das Zimmer durchschritt, grübelte er darüber nach, wer bei ihm anrufen könnte; denn er hatte nur wenig Bekannte in Liverpool.

Den Hörer ans Ohr gepreßt, leuchtete er.

Ein Summen und Surren ging durch die Drähte; aber dann schlugen deutlich einzelne Worte an sein Ohr:

„John, bist du das?“

„Ja!“ entgegnete Palmer mechanisch. Er war nicht wertig erstaunt, sich beim Vornamen nennen zu hören, um so mehr, da die Stimme zweifellos einer weiblichen Person angehörte.

„Bist du noch da?“ ertönte die Stimme in fragendem Tone.

Palmer wollte antworten; aber ein greller Blitz zerriß die Dunkelheit, gefolgt von einem knatternden Donner.

Noch einmal drang die fremde Stimme an Palmers Ohr; aber diesmal hörte es sich an, als ob die Sprecherin zitterte.

„Heute nacht muß es gemacht werden! Vergeß nichts, John. — Hast du schon einen Dampfer gefunden?“

Jetzt wurde Palmer klar, daß die Anruferin falsch verbunden worden war.

„Sie sind wohl falsch verbunden? — Ich verstehe Sie nicht! — Wie ist Ihr Name?“ rief er zurück und horchte.

Ein scharfer Ton, wie wenn einer einen Metallgegenstand fallen ließ, wurde vernehmbar; dann folgte nur noch ein Surren und Singen der Drähte, und alles war still.

Palmer drehte noch einmal die Kurbel; aber nichts ließ sich hören.

Gedankenvoll trat er ans Fenster zurück.

Wildzerrissene Wolken jagten am schwarzen Firmamente dahin, und nur wenn der Blitz für einen Moment die Dunkelheit erleuchtete, tauchten blitzschnell, schemenhaft die Konturen der gegenüberliegenden Häusermassen auf.

Wer war die Sprecherin gewesen? — Diese Frage ließ Palmer nicht wieder los.

Die Unbekannte hatte vorhin, scheinbar im ersten Schreck darüber, daß ihre Worte eine falsche Adresse erreicht hatten, den Hörer fallen lassen. — Wer war sie? — Was hatten jene Worte: „Heute nacht muß es gemacht werden!“ für eine Bedeutung, und an wen waren sie gerichtet?

Palmer wußte sich keine Antwort darauf.

Schon ziemlich spät, wie das Gewitter etwas nachließ, entfernte er sich aus dem Hause; aber immer noch war es ihm, als hörte er die fremde Stimme. Sonor, untermischt mit einem fremdländischen Akzent, hatte sie geklungen.

Als Palmer im Westend-Theater einmal die Uhr zog, war es gerade Mitternacht. Da fiel ihm das Telephongespräch wieder ein, und mit leisem Unbehagen dachte er: „Was immer sie beginnen wollen, sie haben sich eine schlimme Nacht ausgesucht!“

Es mochte schon zwei Uhr vorüber sein, als Palmer wieder das Deck seines Dampfers betrat.

Zu seinem Aerger sah er, daß an der Vorluke noch gearbeitet wurde.

Wilson kam ihm schon beim Eingang zum Salon entgegen.

„Wir sind noch nicht fertig, Kapitän! Es wird schon mit zwei Gängen gearbeitet. Eher morgen vormittag können wir wohl nicht auslaufen.“

Palmer unterdrückte einen Fluch und musterte flüchtig die noch am Lande aufgestapelten Kollis.

„Unangenehme Geschichte. — Mannschaft vollzählig an Bord?“

„Jawohl!“

„Reisende auch?“

„Ich glaube ja. Sechzig Personen. Gestern abend, wie Sie fortgingen, kam noch ein Herr an Bord und erkundigte sich, wohin wir gehen und wie teuer die Reise ist. Er ging nachher wieder an Land.“

„Ach so, das ist wohl der Kaffer, der mich auf der Brücke aufhielt“, knurrte Palmer, dem die verzögerte Abfahrt die ganze Laune verdorben hatte. „Ist er denn wieder zurückgekommen; oder wollte er nicht mit?“

„Ja, vor einer Stunde kam er mit einem Handkoffer an Bord. Gleich nach ihm kam noch eine Dame; aber die gehört, glaube ich, nicht zu ihm; denn sie haben getrennte Kabinen und ich hab sie auch noch nicht zusammen gesehen.“

„So?“ entgegnete Palmer gleichgültig. Ihm war es im Grunde genommen einerlei, wer mitfuhr. Wenn ihm die Reisenden nicht gefielen, war ja der Steuermann da, um sich mit ihnen zu unterhalten.

Bei dem Gang übers Promenadendeck nach dem Kartenhaus blickte Palmer flüchtig umher.

Das durch elektrische Birnen erleuchtete, durch das darüberliegende Bootsdeck vor dem Regen geschützte Promenadendeck war menschenleer.

Vom Salon herauf, dessen Treppe an Deck führte, klang Tellerklappern und Gläsergelllingen. Die Mehrzahl der Reisenden stärkte sich für die Strapazen der kommenden Seeresse.

In seiner Kabine machte Palmer Licht und legte sich dann auf die an einer Seitenwand angebrachte Lederbank, um ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen.

Um sechs Uhr wurde er von dem Steward geweckt.

Da das Schiff nicht vor zehn Uhr ausgehen konnte, beschloß er, noch einmal an Land zu gehen und einige Besorgungen zu machen, die er gestern noch nicht hatte erledigen können.

Palmer wandte sich zunächst dem Geschäftsviertel zu. Blöcklich blieb er stehen und horchte interessant. Ein Mann eilte die Straße herunter und rief mit lauter Stimme Extrablätter aus. Palmer winkte sich den Menschen heran und erstand für einen Penny eines der großen, fettgedruckten Blätter.

„Fürchtbarer Raubmord im West-End.“ — Der besonders hervorgehobene Titel fiel ihm zuerst in die Augen. Im Weitergehen überflog er dann die kurze, folgendermaßen lautende Sensationsnachricht:

„Einem grauenhaften Raubmord fiel letzte Nacht der stadtbekannte Händler und Geldverleiher Jakob Blumental zum Opfer. Weitere Einzelheiten fehlen noch.“

Mit einem Gemisch von Grauen und Neugier vernahm Palmer die Meldung. Er hatte den Händler des öfteren in der Tür seines Ladens stehen sehen und sich immer abgestoßen gefühlt von dem podenmarbigen, verschmutzten Gesicht dieses Juden; aber jetzt fühlte er doch Mitleid für den so fürchtbar ums Leben gekommenen.

Da in den kurz darauf erscheinenden Morgenausgaben der Tageszeitungen gewiß schon nähere

Angaben veröffentlicht würden, betrat Palmer ein Restaurant und ließ sich ein Glas Bier bringen. Eine halbe Stunde verging aber noch, ehe der Junge die Zeitung brachte. Palmer ließ sie sich sofort geben und entfaltete die Blätter. Eine ganze Seite war bedeckt mit Meldungen über den Raubmord.

Bedeutend ausführlicher hieß es hier:

„Als Blumental heute morgen zu gewohnter Zeit seinen Laden nicht öffnete, wurden Nachbarn aufmerksam und benachrichtigten die Polizei, welche die gewaltsame Öffnung des Ladens veranlaßte. Den Eintretenden bot sich ein schauerliches Bild. B. lag, mit dem Gesicht zur Erde gekehrt, in einem neben dem Laden belegenen Privatkabinett in einer großen Blutlache. Der ärztliche Befund ergab, daß der Tod kurz vor Mitternacht eingetreten sein mußte. Die Leiche wies fünfzehn Messerstiche, unter denen vier jeder für sich schon tödlich gewirkt haben müssen, auf. Anscheinend sind zwei Personen bei dem Morde beteiligt gewesen; wenigstens hat nach Lage der Sache kein Kampf stattgefunden; auch die sowohl in der Brust wie in den Rücken geführten Messerstiche sprechen für diese Annahme. In der Nähe des Toten fand man ein winziges Goldstückchen, das ungefähr der Form des „Bidder“ aus den Zeichen des Tierkreises ähnelte. Da jetzt die von Afrika eingeführten und in Mode gekommenen Goldringe, die die zwölf Zeichen des Tierkreises aufgelötet tragen, immer weitere Verbreitung finden, ist es nicht ausgeschlossen, daß das Goldstückchen von solch einem Fingerring her stammt. Von den Tätern fehlt bis zur Stunde noch jede Spur.“

Dazu hatte die Redaktion noch in einer Fußnote bemerkt:

„Wie bekannt, war Blumental auch ein Wucherer schlimmster Sorte. Man geht deshalb vielleicht nicht fehl, wenn man den resp. die Mörder zuerst unter seinen „Kunden“ sucht. Allerdings wird die Nachforschung dadurch erheblich erschwert, daß in den Büchern des B. nur die Anfangsbuchstaben seiner Klienten verzeichnet sind. Ein „Schlüssel“ zu diesen Büchern wird wahrscheinlich vorhanden sein; aber gerade dadurch, daß man ihn nicht aufgefunden hat, gewinnt der Verdacht, daß Personen, mit denen B. in geschäftlicher Verbindung stand und die vielleicht begründetes Interesse daran hatten, daß man ihren Namen nicht in den Büchern des B. fand, die Täter sind, neue Nahrung. Im Abendblatt werden weitere Meldungen über den Verlauf der Untersuchung kommen.“ —

Palmer stützte den Kopf auf die Hand und dachte nach. Das Telephongespräch fiel ihm ein und die ihm unverständlichen Worte der Sprecherin. Unwillkürlich drängte es ihn, die Worte: „Gute Nacht muß es gemacht werden“, in Verbindung mit dem Mord zu bringen. Zweifelnd erwog er, ob es nicht geraten sei, der Polizei Mitteilung von seiner Wahrnehmung zu machen; aber dann dünkte es ihm wieder, daß sein Verdacht doch einer festen Basis entbehrte. Schließlich, was nützten seine Angaben der Behörde viel? Er wußte ja doch nicht, wer die Sprecherin gewesen war und von wo aus sie telephonierte hatte.

Wie er noch zweifelnd überlegte, was er tun sollte, schlug über dem Schanztisch die Uhr. Erschreckt sprang er auf und zahlte; denn es war die höchste Zeit, an Bord zu gehen.

Sich noch länger aufzuhalten, war ihm unmöglich, also — besser, man machte sich nicht noch Laufereien!

Die Reise der „Travancore“ begann unter den günstigsten Auspizien. Schönes, ruhiges Wetter, glatte See und günstiger Wind; alles vereinte sich, um dem Schiffe gute Fahrt zu geben.

Naturgemäß hatten sich die Reisenden miteinander bekannt gemacht; denn nirgends finden sich die verschieden geartesten Menschen eher, als auf dem neutralen Boden des Bordlebens.

Am einem Samstags nachmittag, als Palmer mit dem Steuermann aus dem Kartenhause kam und sich nach dem Speisesalon zum Fünfuhrtee begeben wollte, stützte er, denn sein Blick war auf eine sehr blass, schwarzgekleidete Dame gefallen, die sich in einen Korbstuhl auf dem Brückendeck niedergelassen hatte.

„Ranu!“ entfuhr es Palmer erstaunt, „die habe ich ja noch gar nicht an Bord gesehen. Hat die gestern abend mit im Salon gegessen?“

Wilson schüttelte den Kopf. „Nein, Kapitän! Das ist ja die Dame, die noch in der letzten Nacht vor der Ausreise spät an Bord kam. Ich hab' Ihnen doch davon erzählt?“

„Ach ja, richtig!“ erinnerte sich Palmer.

„Sie scheint krank gewesen zu sein“, nahm Wilson wieder das Wort; „denn sie hat sich das Essen immer nach der Kabine bringen lassen und ich sehe sie heute auch zum erstenmale seit unserer Abfahrt an Deck.“

„Sie ist noch krank!“ entgegnete Palmer und warf einen verstohlenen Blick nach der bleichen Frau, deren dunkel umrandete Augen von schlaflosen Nächten zeugten.

Die Dame hatte nicht bemerkt, daß sie den Gesprächsstoff für die Beiden lieferte. Den Ober-

körper leicht vorgebeugt, war sie in ein Buch vertieft.

Als Palmer wieder vom Salon nach seiner Kabine zurückging, saß die Frau noch auf demselben Platz. Das Buch ruhte jetzt nachlässig auf ihrem Schoß und ihre Augen schweiften gedankenverloren über die unendliche Wasserwüste.

Die Sonne fiel voll auf ihr Gesicht und beleuchtete unbarmherzig das abgehärmte Gesicht; die dunklen Augen, unter die sich bläuliche Schatten zeichneten und den herabgeschlossenen Mund, um den sich zwei tiefe Falten gruben.

„Vielleicht eine Witwe, die erst kürzlich den Gatten verloren hat und nun zu den Verwandten zurückkehren will“, dachte Palmer. Sie dauerte ihn, wie sie dort so verlassen saß.

Höflich grüßend trat er auf ihren Platz zu und machte eine Bemerkung über die Luft und das beständige Wetter.

Sie antwortete zerkümmert, mit einem schwachen Versuch zu lächeln; aber wie ihre ersten Worte an sein Ohr klangen, durchstach es ihn wie ein elektrischer Schlag.

Das war dieselbe, sonore, fremdartig klingende Stimme, die er am Telephon gehört hatte, die sich ihm unauslöschlich eingepägt hatte.

Gewaltsam bezwang er sich, ihr nicht seine Ueberraschung zu verraten. Ein paar gleichgültige Worte wechselten sie noch; dann mußte Palmer wieder nach der Brücke.

Jetzt erst bemerkte Palmer, daß sie beide nicht allein auf dem Brückendeck weilten. Ihnen gegenüber an der Keelung stand ein untersehter Herr und beobachtete interessiert das Meer. Er hatte sich als Kaufmann Richard White in die Personenliste eingetragen und hatte ein Billett bis Bombay gelöst. Palmer hatte ihn seiner Statur und Sprache nach, gleich am andern Tag als den Herrn, der ihn auf der Landstraße angesprochen hatte wiedererkannt. Dieser Mann war ihm vom ersten Augenblick an unsympathisch gewesen, ohne daß er sich allerdings den Grund seiner Abneigung erklären konnte.

Am Morgen des nächsten Tages bemerkte Palmer, wie sich eine größere Zahl von Personen auf dem Promenadendeck versammelte. Neugierig trat er näher, um zu sehen, was es gab. Unter den Zwischendeckern besand sich auch eine indische Gauklergruppe. Die Leute hatten, Schaustellungen gegeben, England durchreist und kehrten nun wieder in ihre Heimat zurück. Mit Erlaubnis des ersten Steuermannes veranstalteten sie jetzt für die Reisenden des „Travancore“ eine Vorstellung.

Die eigenartig wilde Musik, die sie vor Beginn auf einem „Gamelan“ und zwei Gongs hervorbrachten, lockte allmählich alle Reisenden an Deck. Das wollten die braunen Söhne des Wunderlandes des Indien ja auch gerade; denn je größer die Zahl der Zuschauer war, um so reichlicher flossen nachher die Silber- und Kupfermünzen.

Die Reisenden bildeten einen ziemlich engen Kreis um die fünf Gaukler, von denen zwei allerdings nur als Musikanten fungierten.

Palmer erhaschte einen Platz ziemlich in der innersten Kreislinie und zwar direkt neben der Dame, die gestern seine begründete Aufmerksamkeit erregt hatte. In die Schiffsliste hatte sie sich als ein Fräulein Michailina Tscharkoff eingetragen.

Palmer begann ein Gespräch mit ihr; aber auch heute antwortete sie nur einsilbig. Manchmal war es ihm, als irrten ihre Augen für einen Moment nach einer bestimmten Richtung ab und als er einmal schnell ihren Blicken folgte, sah er gerade in die abstoßenden Züge Richard Whites, der ihm schräge gegenüberstand.

„Sollten die beiden sich kennen?“ schoß es ihm durch den Kopf; aber er konnte den Gedanken nicht weiter verfolgen, denn jetzt begannen die Vorführungen der Indier und nahmen seine ganze Aufmerksamkeit gefangen.

Zuerst erhob sich ein alter, weißhaariger Fakir. Aus einer Falte seines weiten Mantels zog er eine kleine Schachtel hervor, die mit einer Anzahl schwärzlicher Körner gefüllt war. Eines dieser Körner ließ er unter den Passagieren herumgehen, um zu beweisen, daß nichts Außergewöhnliches daran zu sehen war.

Nun stellte er den Blumentopf vor sich hin, pflanzte den Kern hinein und deckte sein Taschentuch darüber.

Nachdem diese Vorberzungen beendet waren, ließ er sich Gebete oder Zauberformeln murmelnd mit unentschlagenen Beinen vor dem Topfe nieder.

Tiefe Stille trat ein. Wie gebannt hingen die Blicke der Passagiere an dem seltsamen Bild und man konnte die Atemzüge der Zuschauer vernehmen.

Plötzlich ging es wie ein Ruck durch die ganze Gesellschaft — das Taschentuch begann sich langsam, wie von einer unsicheren Macht gehoben, Zoll für Zoll zu erheben.

Deutlich erkannte man jetzt den Stengel einer Palme, die höher und höher wuchs. Auch wagrecht breitete das Tuch sich aus, ein Zeichen, daß sich eine Blätterkrone bildete.

Endlich, nachdem der Wunderbaum die ansehnliche Höhe von 50 Zentimeter erreicht hatte, ent-

fernte der Fakir das Tuch nach den Passagieren hin. Wortlos betrachteten alle die frischgrünen Blätter, den holzigen Stamm und in jedem Auge las man ratloses Staunen.

„Ganz wunderbar, nicht wahr?“ wandte sich Palmer an seine Nachbarin.

„Sie werden den Kern irgendwie präpariert haben“, entgegnete die Russin mit leichter Veringschätzung der Stimme.

Palmer wiegte nachdenklich das Haupt. Er hatte auf seinen Reisen schon öfter Gelegenheit gehabt, die Fakirkünste der Indier anzusehen; aber nie war er ihren Vorführungen auf den Grund gekommen.

Die nächste Nummer begann. Ein älterer Indier holte aus einem Zwischendeck eine hohe Bambusstange heraus und stellte sie in der Mitte des Kreises auf. Nun kletterte ein ungefähr 12jähriger Knabe, ebenfalls zur Truppe gehörig, mit Affengeschwindigkeit die lastige Stange hinauf. Auf dem oberen Ende, das kaum fingerdick im Durchmesser war, blieb er ruhig sitzen. Plötzlich zog der ältere Indier einen bisher verborgen gehaltenen Revolver hervor und gab einen Schuß nach dem Knaben hin ab.

Für einen Moment mochten sich vielleicht bei dem unerwarteten Knall die Augen der erschrockenen Reisenden geschlossen haben, aber als sie sich vom ersten Schrecken erholt hatten und nach der Spitze hinausblickten, war die Stange leer. Der Knabe blieb spurlos verschwunden, obwohl man doch bemerkt haben mußte, wenn er sich durch den Kreis der Reisenden gedrängt hätte.

„Unglaubliche Geschwindigkeit!“ Einfach verblüffend!“ „Man sollte es nicht für möglich halten!“ ging es flüsternd im Kreise.

Palmer wandte sich nicht mehr an seine Nachbarin. Sie schien sich nicht gerne zu unterhalten und er war nicht der Mann, sich ungerufen aufzudrängen. Verstohlen beobachtete er sie von der Seite. Wilde Gedanken durchkreuzten sein Hirn. War dies nun wirklich dieselbe Stimme, die er am Telephon gehört hatte; und wenn diese Frau die Sprecherin gewesen war, stand sie dann in Verbindung mit dem Raubmord? — Immer wieder mußte er sie daraufhin ansehen, ob sie vielleicht einer solchen Tat fähig war; aber sein Empfinden sträubte sich gegen den Gedanken, daß eine weibliche Person eine solche furchtbare Blutschuld auf sich laden konnte.

Die Russin schien gerade bemerkt zu haben, daß er sie beobachtete, denn sie trat etwas weiter zurück, so daß Palmer ihr Gesicht nicht mehr sehen konnte.

Während dessen hatten die Indier alles zu einem neuen Trid herbeigeschafft, als: einen leichten Dedelkorb aus grobgeflochlenen Weiden und verschiedene lange, wie es schien, sehr spitze Degen.

Der alte Fakir nahm ein Stück Holz und spaltete es mit dem Degen auf einen Hieb; darauf ließ er die Waffen mit der Spitze nach unten fallen, wo sie aufrecht in der hölzernen Bekleidung der eisernen Dedsplanten stecken blieben.

Nachdem derart Schärfe und Spitze der Degen genügend bewiesen war, nahm das eigentliche Schaustück seinen Anfang. Ein junger Indier, welcher noch etwas schlanker und geschmeidiger als der vorhin verschwundene Knabe war, kauerte sich in dem Weidenkorb zusammen. Jetzt wurde der Dedel über den Korb gestülpt und das Ganze durch kreuz und quer gebundene dicke Taue gehörig versichert. Ein Entweichen des so eingeschlossenen Indiers war ganz unmöglich, denn die Gaukler arbeiteten dicht vor den Zuschauern; jede ihrer Bewegungen wurde bewacht u. keinerlei Hilfsmittel wie Spiegel oder geheime Falltüren, standen ihnen zur Verfügung.

Man wußte noch nicht, was vor sich gehen sollte aber die Spannung unter den Passagieren war unbegreiflich. Plötzlich setzte eine wilde Musik ein; die beiden älteren Indier griffen zum Degen und mit unartikuliertem Schreien stießen sie die scharfen Klängen fortwährend durch das Geflecht des Korbes. Breite rote Blutstrahlen schossen bald aus allen Oeffnungen hervor.

Die Männer unter den Passagieren erblaßten, einige Frauen stießen unterdrückte Schreie aus und schlossen die Augen vor dem furchtbaren Bilde.

Ein wildes, schmerzliches Stöhnen, dicht hinter sich, ließ Palmer den Kopf wenden. Da stand die Russin, die Augen weit geöffnet starr auf die roten Blutströme geheftet. Ein Zittern flog durch ihre Gestalt und in ihren Miene lag eine so wahnsinnige Angst, daß Palmer, Schlimmes befürchtend, hinzuspang. Gerade zur rechten Zeit kam er, denn mit einem dumpfen Behlaut sank ihm die Ru, in bewußtlos in die Arme.

Ein paar Stewards trugen die Ohnmächtigen in ihre Kabine. Schnell war bei den übrigen Passagieren der Zwischenfall vergessen. Die Indier sahen sich leicht lächelnd im Kreise um. Mit ein paar scharfen Hieben durchtrennten sie die Taue, hoben den blutträufenden Dedel hoch und zeigten — daß der Korb leer war.

Ein staunendes Murmeln ging durch die Reihen. Man rieb sich nachher die Augen, um festzustellen, ob man schlief, oder ob alles nur ein wesenloser Spud war. Während man noch über die Möglichkeit dieses Experiments diskutierte, tauchte plötzlich auf der Treppe, die von Wittschiffs nach der Promenade führte, die Gestalt des zuerst verschwundenen Knabens auf. In der Hand trug er einen Wassereimer. Harmlos nickte er den verblüfften Reisenden zu und machte sich mit Feuereifer daran, die Blutlachen vom Deck fortzuwaschen.

Nach ein paar Minuten waren die Planken schon wieder blendend weiß gescheuert. Die Passagiere zerstreuten sich, nachdem sie noch ihr Scherzlein in die aufgestellte Sammelbüchse getan hatten.

Natürlich bildeten die wunderbaren Künste der Indier den einzigen Gesprächsstoff.

Palmer, der es für seine Pflicht hielt, sich nach dem Befinden der Russin zu erkundigen, begab sich in Begleitung des Schiffarztes nach dem Salon hinunter. Auch sie unterhielten sich über das eben Gesehene.

„Mir ist es einfach unbegreiflich. Ich habe doch so genau aufgepaßt,“ gestand Palmer ehrlich.

Der Arzt lächelte. „Meiner Meinung nach besitzen diese Fakire eine große hypnotische Kraft. Wir unterliegen eben ihrer Massenhypnose. In Wirklichkeit ist das, was wir sehen, gar nicht vorgefallen, sondern es ist suggeriert worden und wir müssen es eben gegen unsern Willen glauben.“

Eine gefährliche Macht, solche Hypnose, spann Palmer den Faden weiter. „So unter dem Einfluß eines fremden Menschen zu stehen, stelle ich mir schrecklich vor.“

Mittlerweise waren sie vor Fräulein Ascharoffs Kabine angekommen. Drinnen hörte man sprechen. Zu seinem Erstaunen fand Palmer, daß sich außer dem Steward, den er zur Aufsicht angestellt hatte, auch Richard White am Bett der Russin befand.

„Was wünschen Sie denn hier?“ forschte Palmer mit hochgezogenen Brauen.

Der andere biß die Lippen zusammen: „Ich habe gehört, daß eine junge Dame ohnmächtig geworden ist und da ich früher ein paar Semester Medizin studiert habe, glaubte ich, in irgend einer Weise helfen zu können.“

„Dafür ist ja unser Doktor an Bord“, entgegnete Palmer und machte eine verabschiedende Bewegung nach der Tür hin.

Ein feindseliger Strahl glom in den Augen Whites auf; aber mit einer leichten Verbengung entfernte er sich wortlos.

Michaelina Ticharkoff warf sich unruhig in ihrer engen Koje hin und her. Ab und zu räumte sie abgerissene Worte; aber in einer Sprache, die Palmer nicht verstand.

„Sie deliriert! Wahrscheinlich Heiner Nervenschad. Man sollte den Indiern diese nervenschütternden Vorführungen verbieten“, meinte der Arzt bedenklich und ärgerlich.

„Doktor, können Sie russisch?“ forschte Palmer plötzlich unvermittelt.

Der Arzt schüttelte verneinend den Kopf.
„Nein, soweit hab ich's noch nicht gebracht. — Wie?"

„Ich gäbe etwas darum, wenn ich jetzt russisch könnte“, entfuhr es Palmer.

„Wie, wollen Sie die Fieberdelirien einer Kranken belauschen?“ entgegnete der Arzt leicht lächelnd.

Palmer entgegnete nichts. Mit scharfem Ohr fing er die gemurmelten Worte auf. Mit einem mal zuckte er zusammen. Es war ihm, als hätte die Russin das Wort „Blumental“ erwähnt.

Angestrengt horchte er; aber die Stimme der Kranken war zu einem Flüstern herabgesunken.

„Ich kann mich getäuscht haben. Ich hege nun einmal Verdacht und meine Erregung hat mir einen Streich gespielt“, beruhigte sich Palmer.

„Ich glaube, wir lassen die Kranke nun etwas allein,“ nahm der Arzt das Wort.

Palmer nickte und gemeinsam begaben sie sich wieder an Deck.

Hier herrschte große Aufregung.

Eine alte, hagere Engländerin stürzte sofort auf Palmer zu. „Ach, Herr Kapitän, wir haben Sie schon gesucht. Mir ist, während wir den Indiern zusahen, meine Börse, die ich in der Kabine habe liegen lassen, abhanden gekommen.“

„Und mir ein Siegelring!“ warf ein anderer Herr ein.

„Ich vermissе meine Manschettentkнопfe!“ ließ sich ein Dritter vernehmen. Fast jeder vermisse irgend einen Gegenstand.

Palmer machte gerade kein geistreiches Gesicht; aber der Arzt lachte hell auf.

„Passen Sie auf, das haben die Fakire getan. Während wir oben auf Deck weilten und ihren Kunststücken zusahen, ist der eine Bengel, der zuerst verschwand, nach unten gegangen und hat die Reisendenkammern visitiert.“

„Was machen wir dabei?“ forschte Palmer ratlos. „Die Kerls haben ihre Beute gewiß schon gut versteckt.“

„Lassen Sie mich nur machen! In diesem Punkte habe ich in Indien Erfahrungen gesammelt“, tröstete der Arzt.

Mit liebenswürdigem Lächeln wendete er sich an die Bestohlenen. „Etwas Geduld nur, meine Herrschaften; dann werden Sie alles wieder erhalten.“

„Na, da bin ich aber begierig“, lachte Palmer.

„Vielleicht haben Sie ein ziemlich breites Lineal; sonst genügt aber auch jedes andere Brett“, nahm der Arzt wieder das Wort.

Nachdem er das Gewünschte erhalten hatte, begab er sich nach seiner Kabine und kam erst nach wenigen Minuten zurück.

„So, jetzt wollen wir im Lazarett die Vorhänge zuziehen, damit möglichsie Dämmerung herrscht.“

„Was haben Sie denn vor“, erkundigte sich Palmer, der umsonst versuchte, einen Zusammenhang in den Vorbereitungen zu finden.

Der Doktor lächelte wieder sein stilles, ver-schmitztes Lachen.

„Dieses Lineal habe ich mit Chloroformöl bestrichen. Wer es berührt, dessen Hände nehmen auch diesen Geruch an. Jetzt fasse ich die Indier bei ihrem religiösen Aberglauben. Ich erzähle ihnen, daß diesem Holz eine geheimnisvolle Macht innewohnt. Jeder von ihnen muß allein ins Lazarett gehen und das dort liegende Lineal berühren. Ist er an dem Diebstahl unschuldig, wird er den Raum ungestraft verlassen können, hat er aber den Diebstahl begangen, wird sich das Lineal unabbringbar an seine Hand heften und nur mein Zauberspruch kann es wieder entfernen. Falls meine Rechnung stimmt und der Dieb noch abergläubisch ist, wird er das Lineal nicht berühren. Jedesmal, wenn einer der Indier aus dem Lazarett herauskommt, fasse ich seine Hände und führe sie mit einer feierlichen Geste an die Stirn, wie um mich zu überzeugen, ob das Lineal daran klebt oder nicht. Dabei kann ich unbemerkt riechen, ob er das Holz berührt hat. Spüre ich keinen Chloroformgeruch, sage ich ihm den Diebstahl auf den Kopf zu; denn er hat dann auch nicht das Lineal berührt.“

Interessiert waren alle den Ausführungen des Arztes gefolgt. Das Lazarett wurde sofort verdunkelt und das mit Chloroformöl bestrichene Lineal auf den freistehenden Operationstisch gelegt.

Der Doktor begab sich nun nach dem Zwischen-
deck und erklärte den Indiern kurz den Zweck des
Besuches.

Zögernd folgten sie seiner Aufforderung mit an-
Deck zu kommen und hauptsächlich der eine Knabe
benahm sich wie das böse Gewissen selbst. Schon
jetzt war der Arzt überzeugt, daß er den Dieb
gefunden hatte; aber er mußte ihn so in die Enge
treiben, daß er sich nicht mehr aufs Vengnen ver-
legen konnte. Alles verlief programmäßig. Je-
der Indier betrat das Lazarett und der Doktor
führte die Hand eines jeden Herauskommenden
an die Stirn.

So waren alle bis auf den 12jährigen Knaben
an die Reihe gekommen.

Etwas zaghaft verschwand der Bengel in dem
kleinen Raum und kehrte auffallend schnell wie-
der zurück.

Was der Doktor geahnt hatte, bewahrheitete
sich. Die Hände des Knaben ließen jeglichen Ge-
richt vermissen; also hatte er auch nicht das Lineal
berührt.

„Du hast die Sachen gestohlen. Sofort gib sie
wieder heraus!“ fuhr der Arzt mit Stentorstimme
auf den zu Tode Erschrockenen, der keinerlei
Einwände mehr machte, los. Mit zitternden
Händen griff der kleine Sünder in die tiefen
Manteltaschen und zog die gestohlenen Sachen
hervor.

Der Doktor applizierte ihm ein paar schallende
Ohrfeigen und ließ den brüllenden Bengel dann
laufen.

„Bitte, Herr Kapitän, wenn Sie jetzt die Sa-
chen ihren rechtmäßigen Eigentümern wieder zu-
stellen wollen.“

Palmer mußte eine ganze Handvoll Juwelen,
Ringe und sonstige Wertgegenstände in Empfang
nehmen.

Die Austeilung ging schnell vor sich.

Zuletzt hatte Palmer nur noch einen schmalen,
auf eine Damenhand passenden Ring.

Wie er ihn in der Hand drehte, leuchtete es
plötzlich seltsam in seinem Gesichte auf. Der Ring
war ein schmaler Goldreifen, der ein von zwei er-
höhten Rändern begrenztes Feld zeigt, auf dem
einzelne kleine Goldstücke, die Zeichen des Tier-
reifes, aufgelötet waren. An einer Stelle war
jedoch eine Lücke; dort mußte ein Zeichen fehlen.
Palmer drehte den Reifen noch einmal flüchtig
herum, um festzustellen, welches Zeichen sich ge-
löst hatte, und ihm wurde auf einmal so seltsam
bekommen: zu Mute, als er fand, daß es das Zei-
chen des „Widder“ war, das fehlte.

„Hier ist noch ein afrikanischer Reif, aus Gold,
mit dem Zodiatus darauf. — Wem gehört er?“
forschte er gepreßt.

Einen Moment herrschte Stille; dann drängte
sich der Kaufmann Richard White durch die Rei-
senden.

„Der Ring gehört Fräulein Tscharkoff. Ich
habe ihn einmal auf ihrer Hand gesehen.“

„So?“ entgegnete Palmer kalt und ignorierte
die ausgestreckte Hand Whites; „dann werde ich
ihn Fräulein Tscharkoff aushändigen.“

Nachdenklich begab er sich nach dem Salon hin-
ab. Jetzt gab es für ihn keinen Zweifel mehr,
daß er die Mörder Blumentals entdeckt hatte. Er
hatte selbst einmal verstoßen die Hand der Rus-
sin betrachtet, aber keinen Ring an ihrem Finger
bemerkt. Auch heute konnte sie ihn nicht getra-
gen haben; denn sonst hätte der Indier ihn nicht
nehmen können. Wahrscheinlich verwahrte sie ihn
in einer Schmudschachtel in der Waschtischschub-
lade und von dort war er entwendet worden. Wa-
rum die Russin ihn nicht trug? — Vielleicht er-
innerte er sie an die Schreden der Mordnacht.
Wahrscheinlich wußte sie noch gar nicht, daß das
Zeichen des „Widder“ fehlte und daß man es an
der Mordstelle gefunden hatte; denn an dem Mor-
gen, wie die Blätter mit den Berichten über den
Raubmord erschienen, hatten sie ja nicht mehr an
Land geweiht, und bis zu ihrer Ankunft in Bom-
bay bekam sie auch keine Zeitungen in die Hände.
Auch die anderen Reisenden, sowie die Leute der
Besatzung waren in der Nacht der Mordtat schon
an Bord gewesen und konnten sie deshalb nicht
gewartet haben. Es war Palmer auch sofort klar,
daß kein anderer als Richard White der Missetä-
ter sein konnte. Sie war ungefähr mit ihm zu-
sammen an Bord gewesen. Beide schienen sich
nicht zu kennen und doch wußte White so genau,
daß der Goldreifen der Russin gehörte. Nun konn-
te sich Palmer auch erklären, weshalb White erst
so beharrlich an der Seite der ihm nach seiner
Angabe doch fremden Ohnmächtigen geblieben
war. Nur die Furcht, die Russin könne in ihren
Delirien etwas von dem Morde ausplaudern,
hatte ihn an ihre Seite gebannt.

Palmer wunderte sich jetzt selbst, wie sich die
Verdachtsmomente häuften und das Beweismate-
rial immer belastender wurde; aber wenn er sich
dann die brutalen Züge des angeblichen White
vorstellte, erschien ihm der Verdacht nicht mehr so
ungeheuerlich und das Gehaben der Russin, als sie
vorhin das fließende Blut sah, deutete auch da-
rauf hin, daß eine furchtbare Erinnerung in ihr
aufgetaucht war; die Erinnerung an jene Nacht,

da Palmer die fremde Stimme und die rätselhaften Worte am Telephon vernommen hatte.

Zwei Wochen später lief die „Travancore“ in den Hafen von Bombay ein. Dicht vor der Stadt, im Angesichte der Häusermassen, wurde Anker geworfen; denn Palmer hatte den Reisenden erklärt, daß sie nicht eher das Schiff verlassen könnten, ehe die Gesundheitskommission an Bord gewesen war.

In aller Stille wurde die Dampfmaschine zu Wasser gelassen und der von Kapitän Palmer mit genügender Instruktion versehene erste Steuermann entfernte sich mit zwei Matrosen.

Nach Verlauf einer Stunde kehrten sie in Begleitung vierer Herren in Zivil zurück.

Richard White u. Fräulein Michaelina Tscharhoff waren in ihren Kabinetten mit dem Baden ihrer Koffer beschäftigt, als die Herren anklopften und dann ohne weiteres eindrangen.

Was sich unten, unbemerkt von den andern Fahrgästen abgepielt hatte, ahnte genau keiner von den Reisenden.

Nur ein scheues Flüstern und Fragen, ein bedeutames Blickwechseln erhob sich, als die vier Herren in Begleitung Whites und der Puffin zurückkehrten und sich sofort in die Dampfmaschine begaben.

Als die Pinasse vom Dampfer abstieg, sagte ein bejahrter Engländer, der Bombay genau kannte: „Der eine von den vier Herren war ja Bill Scott, der Polizeikommissar von Ban-Lay.“

Die Liesl.

Von F. Schröngamer-Heimdal.

Sonntagnachmittag! Die Haunreuterischen sitzen in der Stube, der Vater, die Mutter und die Urschl, die einzige Tochter. Der Vater hat eine Maß Bier vor sich, die Mutter einen Hafen voll Kaffee, die Tochter ihr Häkelzeug. Sie häkelte Vorhänge für die Aussteuer. Wenn Bauerndirndl Vorhänge und andere Sachen, die nicht gerade notwendig sind, häkeln und herrichten, dann wissen die guten Eltern, daß das Herz des lieben Kindes gesprochen hat und heimlich einen Hochzeiter dain verwahrt. Bei der Urschel merken die Eltern diesen Fall auch daran, daß sie seit dem letzten Veteranenball nicht mehr soviel ist wie früher und alle Augenblicke in ein anderes Loch starrt. Auch wird sie bald rot, bald blaß im Gesicht, und wenn man sie anredet, gibt sie verkehrte Antworten, wenn sie überhaupt etwas erwidert.

Die Haunreutereltern haben jetzt schon alle Tage ausgeguckt, ob der Hochzeiter nicht bald kommt. Wer es ist, wissen sie noch nicht, weil es bei den Bauern nicht Brauch ist, daß man über Herzenssachen redet. Sie wissen nur, daß es so ist. Daß die Urschel, ein blutsauberes Dirndl und die einzige dazu, nicht den nächstbesten Lalli ausgesucht hat, das können sie sich auch denken. Denn sie ist wirklich ein geschicktes, ringelfames Leut, die Urschl, daß ihr's schon Dirndeln und Buben prophezeit haben: „Urschl, Urschl, paß auf, daß du nicht ein Körbel zuviel austeilst. Nachher kannst einen Hütersbuben heiraten.“ Die Urschl hat immer nur gelaht zu

solchen Reden, die mehr der Neid als die Freundschaft einzugeben hat. Denn an der Urschl hängt ein großer Bauernhof mit gutding zweihundert Tagwerk. Und wer das Dirndl einmal erwischt, muß auch den Hof mitnehmen. Wird aber nicht das größte Unglück sein, so ein Bauerngut in schönsten Grund.

Der Haunreuterovater trinkt seinen Maß'rug aus und sagt: Jetzt wär's uns schon bald recht, wenn ein Bauer auf den Hof käm', Urschl. Denn die Mutter und ich werden alle Tage älter . . .

„Wahr ist's, sagt die Haunreuterin. „Wenn's ein richtiges Mannsbild ist, können wir alle Tage übergeben, lieber heut als morgen, damit wir einmal in die Ruh' kommen auf unsere alten Tag.“

„Auf dem Veteranenball hast die meisten Mal' mit dem Berghammer Beni' tanzt,“ fährt der Vater weiter. „Der wär mir gar nicht zuwider.“

Die Urschl wird feuerrot, packt ihr Häkelzeug zusammen und geht damit in ihr Stübl, wie's Brauch ist bei solchen Reden. Die Alten wissen jetzt schon, wieviel es geschlagen hat: Der Berghammer Beni ist der heimliche Hochzeiter.

„Ich wünsch mir gar kein andern“, sagt der Vater, wie das Dirndl aus der Stuben ist und seynt sich eine frische Maß ein. „Ein Ausbund von Bravheit ist der Beni. Sein Vater ist schon dreißig Jahr Bürgermeister. So einen Schwiegerjohn schätz ich mir als eine Ehre. Respekt vor der Urschl!“

„Ja gut hat's g'wählt, s' Dirndl. Ich wüßst mir gar keinen besseren Burschen in den Pfarreien rundum wie den Beni,“ meint die Mutter.

„Ich kann nur sagen Respekt und wieder: Respekt! Sach ist auch da beim Berghammer, und der Hof ist nicht schlechter wie der unser.“

„Es ionnt nicht besser stimmen . . . So ein Glüd!“

„So ein bildsauberer Bursch!“

„Und brav! Kein Veimieder zwar, aber christlich. Ist er nicht Vorstand vom Burschenverein?“

„Ja freilich ist er's! Und da wählen sie alle mal nur den Allerbesten, den Wichtigsten und Tüchtigsten.“

„Nein so ein Glüd!“

„Ich sag halt allemal wieder: Respekt!“ —

Wenn man den Esel nennt, kommt er gerennt, heißt ein Sprichwort. Diesmal ist's freilich kein Esel, sondern der Berghammer Beni. Das Hofstürl geht, der Hund schlägt an und die Haunreuterschen reden die Hälse. Ja, er ist's wahrhaftig, der Beni. Sie geleiten ihn mit allen Ehren, so weit es der Bauernstolz zuläßt, in die Stuben. Dann reden sie eine Weile vom Wetter, dann von den Kälbekühen, dann von den Getreidepreisen, dann von den Zuchtschweinen, wie's halt Brauch ist, wenn ein Bauernbub in's Brautbitten geht. Man weiß ja im voraus schon, was man von einander will, und das Jawort gibt und holt man sich so zwischen hinein.

„Uns bist nicht zuwider,“ sagte der Haunreuter. „Mußt halt mit der Urschl auch reden. Im Stübl ist's hinten.“ Der Beni redet mit der Urschl, wie's halt Brauch ist, und weil die auch nichts dawider hat, kann in vier Wochen schon Hochzeit sein.

„Nein, so ein ordentlicher Bursch!“ sagt die Haunreuterin, wie der Beni abends heimgeht.

*

Wie's Brauch ist, werden der Beni und die Urschl am nächsten Sonntag schon von der Kanzel verkündet. Und wie wieder Brauch ist, gibt der Beni als Vorstand des Burschenvereins seinen Kameraden einen Abschiedstrunk beim Kirchenwirt, weil er ja jetzt vom ledigen in den gebundenen Stand tritt.

Bei diesem Trunk ist auch der Haunreuter Häufelmann zugegen, weil er seine Tochter heimgesucht hat, die beim Kirchenwirt Kuchelmagd ist. Und da wird er Ohrenzeuge eines Gespräches, das der Beni mit einem Kameraden führt, ein Gespräch, das die ganze Heiraterlei über den Haufen werfen muß. Jedenfalls hält es der Häufelmann

für seine Pflicht, den Haunreuter, seinen Dienstherrn und Brotgeber zu warnen, bevor er seine Tochter in's größte Unglück rennen läßt.

Wie der Häufelmann in die Bauernstube kommt, sitzt der Haunreuter wieder vor seinem Maßkrüge und die Haunreuterin wieder vor ihrem Hasen voll Kaffee. Die Urschl ist nicht daheim, weil sie ihre Schwiegereltern heimsuchen gegangen ist.

„So, Häufelmann,“ ruft der Haunreuter dem Eintretenden entgegen, „setz wirst dich halt beim neuen Bauern einstiften müssen. Wir geben über. Wirst es eh' gehört haben heut in der Kirchen.“

„Derweilen ist er noch nicht Bauer, der Beni,“ sagt der Häufelmann und läßt sich auf den Schragen nieder.

„Was sagst?“ poltert der Haunreuter auf. „Was soll das bedeuten?“

„Was gibt's denn?“ fragte die Haunreuterin erschrocken.

„Ich will nichts gesagt haben,“ meint der Häufelmann seelenruhig, „aber sagen muß ich's euch doch, was ich heut gehört habe vom Beni beim Kirchenwirt . . .“

„Leutgeschwätz! das weiß man so, wenn zwei in der Heirat sind, dann wirst ihnen der Reid Dreck vor die Füße . . .“

„Ja wenn's nicht der Beni selber gesagt hätt' und wenn ich's nicht in die eigenen Ohren hinein gehört hätte, nachher gäb ich auch nichts drum um das G'schwätz. Aber so liegt die Sach' ganz anders . . .“

„Was ist's denn nachher?“ drängt der Bauer.

„Es muß sich um ein Weibsbild handeln, das der Beni heimlich auf der Seite hat. Ja, die will er sogar auf den Hof herkriegern, wenn er heiratet, denn ich hab's selber g' hört, wie er zum Weißpichler Peter g'sagt hat: „D' Liesl, hat er g'sagt, die laß' ich nicht hint'. Fünf Jahr hab's ich jetzt g'habt, und so gut und treu ist sie allerweil g'wesen, daß eine Schand' wär' für mich, wenn ich sie nicht mitnähm' auf den Haunreuter Hof.“

„Das hat er gesagt?“ braust der Haunreuter auf.

„Ja, das hat er gesagt!“ bestätigt der Häufelmann. „Ich kann's nicht anders sagen als wie ich's gehört hab'. Fragt nur seine Kameraden, den Weißpichler Peter.“

„Da bleibt die Zeit stehn!“ jamerte der Haunreuter schredensbl. „Aber wart nur, du Lump, du feiner Beni! Tu kümmt mir nicht vor! Heut' geh' ich noch zum Pfarrer und mach die Heirat rückgängig. Und erwischen wenn ich ihn tu', den Beni, die Ohrwaschl schneid' ich ihm ab.“

alle zwei und sted' ihm's in sein Todsfündenmaul, in sein gott'slästerliches, daß er ersticht daran."

Die Haunreuterin ist vor Entsetzen über die Enttäuſchung eines Wortes ſahig. Sie möchte weinen, aber ſie kann nicht. Sie muß nur inner an die Urſchl denken. Wird der nicht das Herz brechen, wenn ſie von der Untren ihres Hochzeiter's hört, armes, armes Dirndl!

"Ich kann mir nicht genug denken," greint der Haunreuter. So eine Schlechtigkeit! So eine Lumperei! Aber ich hab' mir's ſoglich gedacht, daß da etwas nicht ganz ſauber iſt. Denn wenn einer mit ſeiner Wahrheit gar ſo auſtuſcht wie der Beni, der Herr Vorſtand vom Burschenvereine, nachher hat's meistens ſo einen Haken."

"Ist nicht war", findet jetzt die Haunreuterin das Wort wieder. "Gerade du biſt es geweſen, der einen Reſpekt hin und den andern her g'hab't hat für den Beni. Du hättest ihn am liebsten ſelber noch geheiratet, ſo närrisch biſt du geweſen damit . . ."

"Wenn man nichts weiß!" polterte der Haunreuter. "Aber wart' nur Bürscherl, wir kommen ſchon noch zuſammen . . ."

"Ich will nichts geſagt haben," läßt ſich der Häufelmann wieder hören; „aber das muß ich euch auch noch ſagen, was ich noch weiter g'hör. hab vom Beni. Seiner ned nach muß noch ein zweites Frauenzimmer da ſein, die muß Fanny heißen, weil er zum Weißpichler Peter g'sagt hat: „Wie Fanny“ hat er g'sagt, „die laß ich hint', die iſt mir ſchon zu alt. Mit der tät' ich keine Ehr mehr aufheben bei meiner Hochzeiterin. Aber auch ſie iſt recht lieb und treu, die Fanny und ein Junges hat ſie, das laß ich mir nachkommen, Pfarrer!“ brauſt der Haunreuter auf. Was wenn's aus dem größtm heraus iſt."

"Höher geht's wirklich nimmer! Jetzt iſt dem Land der Boden aus! Gleich geh' ich zum ging mir noch ab, daß er ſein lediges Kind auch noch auf den Hof bringt. O du Ausbund von Schlechtigkeit. Aber du paß auf Beni, wie deine Heirat ausfällt, da wirſt ſchau'n mit deinen Salzbüchſelaugen, deinen ſcheinhelligen . . ."

"Ist das alles wahr?" fragte die Haunreuterin den Häufelmann auf ſein Gewiſſen.

"Ich kann's nicht anders ſagen, als wie ich's vom Beni ſelber gehört hab'. Ich bin gerade am Nebentisch hinter dem Beni geſeſſen und hab jedes Wort deutlich verſtanden. Es wird also wohl keine Richtigkeit haben mit den beiden Weibsbildern, weil ich die Namen ganz deutlich verſtanden hab': die er mitnehmen will, heißt Liesl, und die er hinten läßt heißt Fanny. Aber von der will er

das ledige Kind nachkommen laſſen. Anders kann ich's nicht ſagen . . ."

Der Haunreuter hat ſich ſchon in den Sonntagſtaut geworfen und holt einen Steden vom Herdegeſtänge, den er ein paarmal grimmig durch die Luſt ſauſen läßt. „So," ſagte er, „jetzt geh' ich in's Hochzeitladen zum Herrn Hochwürden. Und der Beni wenn mit wo unterſteht, nachher . . ."

"Um Gottes willen, vergiß dich nicht, Bauer," bittet die Haunreuterin. „Schlaß lieber noch eine Nacht drüber. Morgen iſt auch noch ein Tag. Und noch das Unglück nicht noch größer als es ſchon iſt . . ."

"Ah bah!" brüllt der Bauer und ſtürmt zur Tür hinaus, dem Pfarrhofs zu.

Wie die Urſchl von ihrem Beſuch bei den Berghammeriſchen, ihren künftigen Schwiegereltern, heimkommt, findet ſie die Mutter ſtill und wortkarg am Herde werken. In ihrer Herzensfreude fällt ihr das veränderte Weſen der Mutter und die Abweſenheit des Vaters gar nicht auf. Der Empfang bei ihren Schwiegereltern, erzählt ſie, war weit ſchöner und herzlicher, als es ſonſt der Brauch bei den Heiratsleuten, und ſie hat deutlich gemerkt, wie gern man ſie hat. Die Berghammermutter hat ihr auch das Roß ſchon gezeigt, das der Beni zum Heiratsgut hinzu noch mitbekommt; Liesl heißt es, ein ſo liebes, treues Tier, mit dem der Beni ſchon fünf Jahre fuhrwerk. Und noch ein Roß iſt da, das auch dem Beni gehört, aber ſchon älter, und heißt Fanny. Von der iſt ein Junges da, ein allerliebſtes Schimmelchen, das der Beni ſpäter auf den Hof herüber holen will, wenn es einmal größer iſt. Und der Beni hat mich mit den Tieren überreſchen wollen; er will ſie mir am Hochzeitstage ſchenken . . ."

"Roß' find's?" ſtrudelte die Haunreuterin heraus.

"Ja Roß! wunderte ſich die Urſchl.

"Und wie heißen ſie?"

"Liesl und Fanny . . ."

"Was mir die Mutter hat?" wundert ſich die Urſchl wieder, denn die Haunreuterin läßt Ofen- zange und Herdringe in den Trankeimer fallen und ſtürmt zur Tür hinaus, dem Zuhäufel zu. „Du Rindsvieh!" ſchreit ſie dort dem Häufelmann durchs Fenſter: „Die Liesl und die Fanny ſind keine Frauenzimmer, ſondern Roß, dem Beni ſeine Gäul', die ihm ſelber gehören. Ein andersmal machſt deine Ohrwaſchl beſſer auf, bevor du das größte Unglück anrich. mit deiner Gofchen, ſonſt kann ſein, daß der Bauer ſein

Steden auf deinem Buckel tanzen läßt statt auf dem Beni seinen, der so unschuldig ist wie ein Schaflampl. Jetzt springst, was du springen kannst, dem Bauern nach in den Pfarrhof!" Und der Häufelmann rennt wie ein Wiesel.

"Ross' sind's!" schreit er in die Pfarrstube, wo der Haimreuter, den Steden zwischen den Knieen, auf dem Kanapee sitzt beim Herrn Hochwürden.

"Die Liesl und die Fanny sind dem Beni seine Ross', keine Frauenzimmer!"

"Na also, jetzt ist der Irrtum ja aufgeklärt", meint der Herr Pfarrer. "Für den Beni leg' ich meine Hand ins Feuer. Beruhige dich, Haimreuter!"

"So, Ross' sind's, dem Beni seine Ross'," dehnt der heraus. "Allen Respekt vor dem Beni! Ich hab' mir's ja gleich gedacht, daß die Sach' nicht stimmen kann, wie's der Häufelmann erzählt hat. Jetzt ist alles wieder recht, Herr Hochwürden, und in drei Wochen ist nachher Hochzeit . . . Respekt vor dem Beni! Allen Respekt."

Die Schaumtorte.

Humoreske von F. Pauly.

(Nachdruck verboten.)

Der Referendar Herr Georg von Fulding ging in seinem Zimmer in anscheinend ausgezeichnet guter Laune mit langen Schritten auf und ab. Er trillerte allerhand lustige Melodien, ging dann und wann ans Fenster und begleitete seinen Gesang mit Trommelschlägen an den Fensterscheiben. Herr von Fulding hatte auch alle Ursache, vergnügt zu sein, denn heute Abend war, wie an jedem Mittwoch bei dem Kaufmann Valduin sog. Statabend. Es erschienen dann im Hause des reichen Kaufmannes immer mehrere Damen und Herren, die an dem Spiele teilnahmen, oder sich sonst mit Tarock und Schachspiel unterhielten und eine kleine, aber ausermählte Gesellschaft bildeten.

Herr von Fulding wurde nun trotz seiner Jugend eigentlich von den Spielen, die an solchen Abenden stattfinden, nicht besonders angezogen. Es war vielleicht ein ganz anderer Magnet in dem gastlichen Hause für ihn vorhanden und dieser war Thea, die jüngste Tochter Balduins.

Die jungen Leute waren sich in aufrichtiger Liebe zugetan und Theas Eltern legten dem Paar kein Hindernis in den Weg, hatte doch Georg eine gesicherte Zukunft, nicht allein in seinem Beruf, sondern auch in den Zinsen eines größeren Kapitals, das ihm in absehbarer Zeit zufallen mußte. Somit war er im Hause Balduins wohl gelitten und hier und da tauchte in der Stadt das Gerücht seiner demnächstigen Verlobung mit Thea immer fester auf.

Herr von Fulding sah nach der Uhr. Es war halb acht Uhr. Um 8 Uhr wollte er im Hause Balduins sein. Wie langsam doch die Zeit verging!

Er setzte sich an den Tisch und las einen kleinen, zierlich geschriebenen Brief. Er war von Thea. Das liebe Kind schrieb:

"Lieber Geo!

Komme nur nicht so spät heute Abend. Du weißt Onkel Wampe und Tante Ida haben sich angemeldet, und die alten lieben Leute mußst du recht freundlich empfangen helfen. Von diesen beiden hängt vieles ab.

Deine Thea!"

Sinnend blickte Georg auf die wenigen Zeilen, die indessen sehr viel sagten. Onkel Wampe und seine Frau Ida waren kinderlose, sehr reiche Leute, die in der Balduinischen Familie gern ein Wort mitsprachen. Das Liebespaar hatte also allen Grund, diesen Verwandten recht liebevoll entgegenzukommen. Georg hatte Onkel Wampe noch nicht gesehen, dahingegen hatte er bereits das Glück gehabt, in der Familie Tante Ida zu treffen und sich ihr Interesse nach Möglichkeit zu sichern. Onkel Wampe sollte ein etwas aufgeregter, leicht aufbrausender Herr sein, wie man sich erzählte, und Georg nahm sich vor, den alten Herrn recht sanft, wie ein rohes Ei zu behandeln. Der guten Tante Ida wollte er heute eine besondere Aufmerksamkeit erweisen. Er wollte ihr ein Geschenk mitbringen und war sich über die Art desselben noch nicht einig. Da kam ihm die Idee, seiner Wirtin, Frau Kolle, zu rufen.

"Guten Abend, Frau Kolle", sagte Georg zu der eintretenden Wirtin, "ich wollte Sie um einen Rat bitten, liebe Frau."

"Womit kann ich Ihnen dienen, Herr von Fulding?" antwortete sie.

"Was meinen Sie, Frau Kolle, womit man eine alte Dame besonders hoch erfreuen kann, ich meine, mit welcher Art von Geschenken? Vielleicht mit einem schönen Blumentopf, einer bunten Porzellantasse, einem kleinen Bouquet, oder."

„Aber liebster Herr von Fulding, ich muß wirklich bitten . . .“

„Nun, meine Liebe, meine Frage wird Ihnen doch nicht unangenehm sein?“

„I bewahre, bester Herr, ich bin nur von Ihrer Güte so erstaunt!“

„So? Wirklich? Das freut mich!“

„Und wie haben Sie es nur herausbekommen?“

„Was?“

„Nun, Sie —, Sie wissen wohl! Hi! hi! hi! Liebster Herr von Fulding, mir ist es ja ganz gleich, wenn Sie etwas schenken wollen, so . . .“

„Erlauben Sie, das ist durchaus nicht gleichgültig! Alte Damen sind zuweilen sehr empfindlich.“

„O, ich bin gar nicht empfindlich.“

„Das freut mich zu hören.“

„Indessen, wenn Sie nun doch so freigebig sind, so machen Sie mir eine Kuchentorte zum Geschenk.“

„Wie meinen Sie?“

„Eine Schaumtorte, oder eine Kuchentorte, die setzen wir auf den Geburtstagstisch.“

„Ich habe nämlich eine kleine Gesellschaft eingeladen.“

„Sie haben eine Gesellschaft . . . ja, zum Kuchentisch, wer hat denn hier Geburtstag?“

„Nanu, ich meinte doch, daß Sie das wüßten, und mich heute an meinem Wiegenfeste . . .“

„An Ihrem Wiegenfeste! hm! Also Sie feiern heute Geburtstag!“

„Aber Sie fragten doch nach einem Geschenk für eine alte Dame.“

„Ja, ganz recht, für eine alte Dame, das heißt, diese Dame, ich meine diese Alte, sind Sie nicht, ich meinte damit . . .“

„Nanu! Das begreife ich nicht.“

„Ist auch gar nicht nötig, meine Liebste! Also nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrem Wiegenfeste, und erfreuen Sie mich durch Annahme dieses Talers, für welchen Sie sich eine Torte, eine Kaffeekanne, einen Vogelbauer oder sonst etwas Schönes kaufen können.“

„Nein, Sie sind zu gütig.“

„Ja, das habe ich immer so an mir.“

„Tausend Dank! Tausend Dank! ich kaufe eine Schaumtorte, die sind beim Konditor Behrens ganz vorzüglich.“

„Tun Sie das, meine Liebe.“

„Und Sie sollen ein Stück davon probieren.“

„Sehr liebenswürdig! Entschuldigen Sie mich nun, ich muß gehen.“

„O! bitte! bitte.“

Freudestrahlend verließ Frau Kollé das Zimmer, während Georg sich schleunigst auf den Weg nach dem Balduinischen Hause machte. Er mußte über diese kleine Geschichte noch gehörig lachen, und in dem Bewußtsein, sich ganz gut aus der Klemme gezogen zu haben, betrat er den Laden eines Konditors, denn die Idee, der Tante Ida eine Torte mitzubringen, war doch eine ganz annehmbare.

Er erstand eine schöne Torte aus Mandeln, Konfiturien und Schneemus. Für den Dinkel Wampe kaufte er in einem Zigarrenladen ein halbes Duzend Havanna-Zigarren, denn er kalkuliert, daß man mit einer guten Zigarre immer einen guten Eindruck auf leicht erregbare Gemüter machen könne.

Die Torte sorgsam balanzierend, ging Georg beschleunigten Schrittes dahin. Jetzt fing es leise an zu regnen! Das war fatal. Einen Wagen zu nehmen, wäre Verschwendung gewesen, denn die Entfernung von dem Balduinischen Hause betrug vielleicht noch fünf Minuten. Doch der Regen wurde immer stärker. Georg setzte sich in gelinden Trab und wollte eben in elegantem Bogen die Ecke der Rosengasse nehmen, als er mit einem Herrn, der ebenfalls pustend dahergelaufen kam, in der heftigsten Weise zusammenstieß. Die Hüte der beiden Schnelläufer flogen aufs Pflaster. Die Torte wurde zwischen den Beinen eingeklemmt und geriet vollständig in Brei, während der Teller von Georg krampfhaft mit beiden Händen festgehalten wurde. Beide Herren waren mit Schneemus bespritzt und boten einen überaus komischen Anblick, der die Passanten in schallende Heiterkeit versetzte.

Her—r—r!“ schnaubte der Angerempelte.

Her—r—r!“ erwiderte wütend Georg.

„Was unterstehen Sie sich, Sie . . .“

„Was erschrecken Sie sich, Sie . . .“

„Machen Sie doch Ihre Augen auf! Ihre Glogaugen!“

„Mäßigen Sie sich, mein Herr, sonst . . .“

„Sonst? Nun?! So eine Flegellei, so um die Ecke zu fliegen —“

„Das werse ich Ihnen auch vor.“

„Millionen noch einmal! Was haben Sie denn da an meinem Kopf zerdrückt? So eine Gemeinheit! Teufel! was ist das?“

„Sie sehen, mein Herr, ich bin auch von dem Malheur betroffen. Diese Masse ist ganz harmlos, es ist Schneemus.“

„Schneemus! Ha, ha, ha! Eine verrückte Idee, mit einem Haufen Schneemus durch die Straßen zu fliegen.“

„Bitte sehr, durchaus nicht verrückt, es war eine Torte . . .“

„Eine Torte! So, so! Das wird ein netter Brei gewesen sein.“

Die beiden Verunglückten suchten sich notdürftig das Schneemus von den Köden zu wischen, und gingen endlich unter gegenseitigen grimmigen Verwünschungen, begleitet von dem Hohngelächter der Menge, davon.

Georg eilte zu seinem in der Nähe wohnenden Friseur. Mittels Schwamm, Seife, Bürsten gelang es den geübten Händen des Haarkünstlers bald die Merkmale des Zusammenstoßes ziemlich zu beseitigen. Georg widelte den Tortenteller, mit den Uebriableibseln der Torte sorgsam in Papier, um diese als Beweismaterial bei seiner Entschuldigung wegen seines späten Eintreffens im Hause seiner Geliebten zu benutzen.

Thea machte große Augen, als sie den sonst so eleganten Herrn Referendar in diesem ziemlich mitgenommenen Anzug erblickte. Georg hielt unter dem einen Arm den Kuchensteller und unter dem anderen einen geliehenen Regenschirm von mittelalterlicher Erscheinung und machte so einen beinahe komischen Eindruck.

„Aber Georg, wie siehst du denn aus!“ rief Thea, den Angekommenen in den Empfangsalon leitend.

„Reizend! nicht wahr mein Engel?“ antwortete der Referendar.

„Das finde ich aber nicht!“

„Offen gesagt, ich auch nicht!“

„Was hast du denn für ein schreckliches Paket unter dem Arm?“

„Die Reste einer herrlichen Torte, die für Tante Ada bestimmt war.“

„Unglaublich! Und diesen ungeheuren Regenschirm, wor hat dich damit gekränkt?“

„Den hat mein Friseur aus reiner Gefälligkeit mir geliehen.“

„Wie nett von ihm! Ein anderes Gestell hatte er wohl nicht.“

„Thea! mir sind unheimliche Dinge unterwegs passiert.“

„Erzähle mir das nachher, süßer Geo! Mache schnell ein wenig Toilette und komm in den Salon.“

„Mit Vergnügen, mein Engel.“ Einige Minuten darauf betrat der wieder in Fassung gebrachte Referendar den Salon, in dem eine lustige Gesellschaft bei verschiedenen Spielen saß. Georg hatte sich zum großen Aerger Theas von dem Paket nicht trennen wollen, und nachdem eine all-

seitige Begrüßung stattgefunden, ging er auf Tante Ida zu.

„Gnädigste Frau“, sagte er, um Ihnen einen Beweis meiner aufrichtigsten Verehrung zu geben, hatte ich Ihnen eine Aufmerksamkeit zuge-
dacht.“

„Zu liebenswürdig, Herr Referendar“, nieselte die alte Dame.

„Aber des Menschen Wille ist oft schwach. Das Verhängnis schreitet schnell.“

„Sehr wahr, Herr Referendar.“

„So ist es mir leider nicht vergönnt gewesen, das Angebinde, welches ich Ihnen, gnädige Frau, zugebracht habe, in guter Verfassung hier zu landen. Es ist gänzlich verunglückt.“

„Verunglückt?“

„Sie sehen hier die Trümmer einer Torte, et-
ner sehr schönen . . .“

„Ah!“

„Um eine Ecke biegsam, rempelt mich ein ganz unangenehmer Mensch so heftig an, daß die Torte sozusagen in Atome zerplitterte.“

Georg machte nun die Umhüllung des Pakets ab, und zur allgemeinen Heiterkeit lieferte er den Beweis von der Wahrheit seiner Erzählung. Während sich die Anwesenden im Salon noch über diesen fatalen Fall in humoristischer Weise ergrübelten, erkante auf dem Korridor eine sehr kräftige Männerstimme.

„Onkel Wampe!“ rief Thea triumphierend und führte den alten Herrn ein. Georg hatte kaum den vielvermögenden Herrn erblickt, als er sich verfärbte. Er erkannte zu seinem nicht geringen Schrecken in Onkel Wampe den Herrn, mit dem er auf der Straße zusammengestoßen war.

„Warum kommst du so spät, liebster Onkel?“ fragte Thea.

„Liebes Männchen, du bist wohl aufgehalten worden?“ fragte seine Frau Ida.

„Aufgehalten? Na! Kuchen! Umgerannt, über den Haufen bin ich gerannt worden! So eine Gemeinheit! Seht mich an, ich triefe noch von Schnee —“

„Nanu, schneit es denn draußen?“

„Von Schneemus! Will ich da um eine Ecke biegen, und plötzlich rennt mir ein Verrückter auf den Leib, der eine Schaumtorte spazieren führt. Wir prallten gegeneinander, wie zwei Gummihälle, und meine Torte ist ein Matsch. Ha, ha, ha!“

Nach dieser Erklärung bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft schallende Heiterkeit.

„Werter Herr Wampe! Kennen Sie denn den Herrn, mit dem Sie zusammenstießen, nicht wieder?“ fragte Herr Balbin.

„Ob ich ihn wieder erkenne, diesen wahnsinnigen Köpfer!“ pustete Wampe.

„Nun, das ist gut, er wird sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu erneuern.“

„Meine Bekanntschaft? Erlauben Sie mal —“

„Herr Referendar Georg von Fulding —“

„Ein Freund unseres Hauses“, — fügte Frau Balduin zu.

„Ein reizender junger Mann“, — sagte Frau Wampe.

„Millionenelement! Herr! Sie sind es wirklich?! und Sie sind der vielbesprochene Herr Referendar?“ — fragte Wampe.

„Zu dienen, mein Herr! So unglücklich mich der betrübende Vorfall von vorhin machte, so glücklich bin ich, nun Ihre Bekanntschaft zu machen“, sagte Georg.

„Nun, Sie sind ja der reine fliegende Holländer!“

„O! vollkommen.“

„Denke dir, Männchen, die schöne Torte war ja für mich bestimmt“, klärte Frau von Wampe ihren Mann auf.

„Dann wird es ja auch noch Vorwürfe regnen.“

„Und für Sie, teurer Herr Wampe, habe ich noch einige ausgezeichnete Upmann mitgebracht, das heißt, wenn sie noch zu rauchen sind, und nicht ebenfalls zerdrückt wurden.“

„Teufel! Das täte mir mehr leid, als die zertrümmerte Torte.“

„Nun, da sind sie, zwei sind noch heil, die anderen sind zerbrochen.“

„Wissen Sie was, junger Mann, wir wollen uns gleich eine Zigarre anzünden, eine Friedenszigarre! So, nehmen Sie eine von den meinen, ich rauche Ihre Spende.“

„O! mit Vergnügen.“

Zur nächsten Augenblick hatten die Herren ihre Zigarren entzündet. Der heitere Vorfall gab noch lange Unterhaltstoff für den Abend, und als die Gesellschaft sich trennte, war sie einig, wirklich amüsante Stunden verlebt zu haben.

Georgs Verlobung mit Thea fand viel früher statt, als man allgemein geglaubt hatte. Herr und Frau Wampe sollen an dieser Beschleunigung einen nicht geringen Anteil gehabt haben.

Schloß Bergenfelde.

Ergählung aus der Zeit der Revolution von Ludwig Blümcke.

(Nachdruck verboten.)

Wie ein goldgleißender Strom überfluteten der scheidenden Sonne Purpurgluten die waldigen Höhen der anmutigen Berglandschaft, und über verödete Fluren schwebten ganz leise des beginnenden Herbstes zarte Mariensfäden dahin.

Mit verträumten Blicken folgte ihnen das schöne, blonde Mägglein, das dort vor dem Inspektorshaus Rittergutes Bergfelden nach des Tages Mühen kurze Rast hielt. Der Grübelnden Gedanken aber schweiften dabei in das nebelgraue Land der Zukunft.

Ja, was würde sie bringen? — Jeder Tag veränderte neue Schreckenstaten im angrenzenden Aufrührgebiet. — Elend und Jammer erfüllten das Land. — Und Heinz, der tapfere Reichswehrlieutenant, mitten in dem kriegerischen Treiben. — Seit vierzehn Tagen traf keine Nachricht mehr von ihm ein. Ach, wie langte des liebenden Mädchens Herz um den treuen Freund ihrer Kindheit, der ihr heute weit mehr war als ein Pflugebruder und Jugendgespieler!

Was hatte er damals in der Scheidestunde, als er von der Schulbank voll glühender Begeisterung in den Weltkrieg zog, zu ihr gesprochen? Ganz deutlich glaubte sie in diesem Augenblick die Worte noch einmal zu vernehmen:

„Gretel, der Herrgott wird mich gesund heimkehren lassen; ich weiß es. Muß doch deinem Vater und Euch allen, vergelten, was Ihr an mir armen Waisenbuben einmal getan habt. Und du wirst mein Weib; das kann gar nicht anders sein.“

Sechs Jahre waren seitdem verstrichen. Aber da wird sie plötzlich aus ihren Träumereien aufgeschreckt. Es kommt Besuch:

Der Volontär Kasimir Betocha.

„Schon wieder!“ entfährt es der unangenehm Ueberraschten fast so laut, daß der umgebene Gast es hören kann.

Eine lange, dürre Gestalt in gedehnter Kleidung. Man würde das fahle, knochige Gesicht mit der Sattelnase und dem stark hervortretenden Unterkiefer abschreckend häßlich gefunden haben, wenn nicht ein Zug von Gutmütigkeit das Abstoßende darin ein wenig gemildert hätte. Zudem

sprachen Intelligenz und Scharfsinn aus den lebhaftesten, dunklen Augen.

Ehrerbietig seinen Hut ziehend, näherte Betocha sich dem längst schon heißbegehrten, jedoch ihm gegenüber fast unerträglich spröden Inspektorstöchterlein, um abermals einen Versuch zu wagen, der Vergötterton Gunst zu erringen.

„Ich hatte so große Sehnsucht nach Ihnen, Fräulein Gretchen, darum trieb es mich aus des Schlosses dumpfen Hallen an diese traute Stätte“ stieß er theatralisch hervor.

„Ich muß Ihnen doch erzählen, wie es in der Welt steht. Wenn Sie gestatten, so setze ich mich ein wenig hier zu Ihnen auf die Bank.“

Grete durfte nicht unhöflich gegen den vornehmen Herrn sein, denn ihre Eltern sahen etwas Bedeutendes in ihm, hielten ihn für einen aufrichtigen Freund des Hauses.

Man verdachte es ihr schwer, daß sie ihm nicht so entgegen kam, wie er es sehnlichst wünschte.

So verbarg sie also ihren Anmut und ließ den Lästigen gewähren.

„Schlimm, sehr schlimm steht es im Nachbarreife“, fuhr er lebhaft fort, nachdem er Platz genommen hatte. „Und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß auch wir in nächster Zeit von Rebellenhorden überfallen werden. Doch Sie, treuestes Fräulein, sollen sich darum keine Sorgen machen. Wir sind gerüstet, und an mir würden Sie einen Beschützer haben, der für Sie mit Freunden sein Herzblut versprechen ließe. Oh, daß ich es Ihnen einmal offen aussprechen dürfte, was ich für Sie empfinde und welche Pläne ich für Sie und für Ihre von mir so hochverehrten Eltern gefaßt habe! Bitte schauen Sie mich nicht so bestürzt an! Aber ich muß es Ihnen schon heute unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauen, daß Ihr guter Vater seinen Posten auf Bergselbe nicht mehr lange inne haben wird. Unser Freiherr sprach sich mir gegenüber nämlich heute früh offen darüber aus:

Er beabsichtige, seinen stellunglosen Neffen hier unterzubringen. Zudem hindert ihn die Sicht ihren Herrn Vater ja auch, sich seinen Geschäften so zu widmen, wie er es selber gern möchte. Bei der geringen Reute, die ihm gewährt werden soll, stände der ganzen Familie ein Hungerdasein bevor, zumal doch Ihre Frau Mutter fast beständig tränkelt und Ihnen darum jegliche Verdienstmöglichkeit geraubt wird.“

Gretchen tat, als er jetzt in wohlbeweisneter Absicht ein paar Sekunden innehielt, einen tiefen Seufzer und in ihrer seelenvollen, entsezt blickenden

den Blauaugen schimmerte es feucht, indem sie erwiderte:

„Das wäre allerdings ein großes Unglück für uns! Ich kann es nicht für möglich halten, daß — Nein, nein so wird der Freiherr an meinem Vater nicht handeln, nach dem er ihm 30 Jahre in aufopfernder Treue gedient hat!“

„Die Dinge liegen, wie ich Ihnen gesagt habe“ sprach der Volontär mit Eifer weiter. „Aber gottlob haben so treffliche Leute noch wahre Freunde! Ich werde alle Not von Ihnen fern halten. Zum Frühjahr übernehme ich das große, schöne Gut meines Onkels Ivan — Sie wissen: Tornenhorst! und da wäre ich wohl in der Lage, Ihnen allen dreien das Leben so angenehm wie nur denkbar zu gestalten. Fräulein Grete, es liegt ganz in Ihrer Hand!“

Weiter kam er nicht, denn sehr geräuschvoll wurde die Gartenpforte aufgerissen und der Rechnungsführer Karl Wehrmann, ein junger Kriegsinvalide, eilte, so schnell es sein Holzbein zuließ, herzu.

Ernstliche Besorgnis sprach aus seinem bleichen, ehrlichen Gesicht und heftig stieß er aus:

„Herr Betocha, man wünscht Sie auf dem Schloß zu sprechen! Es handelt sich um Schutzmaßregeln gegen einen etwaigen Ueberfall. Offiziere vom Wehrkommando sind per Automobil eingetroffen.“

Da wich der Zug von lebenswürdiger Gutmütigkeit jäh aus des Volontärs Gesicht einem widerlich feindseligen, und nur mit Mühe unterdrückte der durch diese Unterbrechung höchst Erzürnte einen grimmbigen Fluch. Gerade in diesem Augenblick mußte der ihm so verhasste Krüppel ihm wieder einmal ins Gehege kommen! Oh, er hätte ihm einen Faustschlag ins Gesicht versetzen mögen. Der Mensch beobachtete ihn offenbar auf Schritt und Tritt. Allein man mußte sich beherrschen, um nicht taktlos zu erscheinen.

Er nahm sich also zusammen, verbeugte sich mit einer Entschuldigungsphrase vor dem Fräulein und wanderte dem nahen, hart am Walde gelegenen herrschaftlichen Schloß zu, in dem sich auch seine Wohnung befand —

„Gottlob, die Kriegslist glückte“, sagte der biedere Wehrmann, als der andere außer Hörweite war. „Man hätte ihn im Kriegsrat gewiß noch entbehren können, diesen Windbeutel, doch ich fürchtete für Sie, Fräulein Treuer, darum rief ich ihn ab. Weiß doch, wie er Ihnen nachstellt und daß es ihm gelungen ist, Ihren vertrauensseligen Vater ganz von seiner Vortrefflichkeit zu überzeugen. Und ich traue ihm nicht über den

Beg, halte ihn für einen falschen, Hinterlistigen Menschen, der seinen Herrn betrügt, wo sich nur Gelegenheit bietet."

"Ich danke Ihnen von Herzen, lieber Wehrmann", erwiderte sie seine Hand innig drückend. Möge der Himmel Ihnen einmal vergelten, daß Sie es so gut mit mir meinen und mir immer so treulich zur Seite stehen!

"Da ist nichts zu danken und zu lohnen", wehrte er hastig ab. "Heinz ist mein Kamerad. Das sagt alles. Uebrigens erstelt ich vorhin einen Brief von ihm mit einer Einlage für Sie. Bitte, lesen Sie in Ruhe beides selber einmal."

Ihre Wangen erglühten, und für ein paar Minuten wichen alle Sorgen aus ihrem gequälten Herzen.

Es waren nur wenige Zeilen, die der Leutnant Heinz Oderber ihr und seinem ehemaligen Regimentskameraden schrieb. Doch ihr Inhalt besaß etwas Beglückendes für Gretchen, denn es betraf ja in der Hauptsache ihre Person und gab ihr die Gewißheit, daß der Geliebte wohl und munter sei. Vor seinem Karl hatte Heinz keine Geheimnisse.

Ach, vielleicht würde ja doch noch alles gut! Vielleicht fände der Vater auch ohne Betochas Hilfe eine neue Stellung! Zu gern hätte sie diese Angelegenheit jetzt ebenfalls mit dem Freunde besprochen. Doch der Volontär hat um Verschwiegenheit. Es wäre darum besser, sich noch abwartend zu verhalten.

"Auf Urlaub wird er kommen", nahm Wehrmann wieder das Wort. "Fräulein Treuer, was wollte ich glücklich sein, wenn wir dann Verlobung feiern dürften!"

Abermals erröthete sie und entgegnete mit verschämtem Lächeln:

"Freundchen, zunächst kommen Sie und die Trube Rösner an die Reihe. Glauben Sie nur, ich bin vollkommen auf dem Laufenden.

Trudchen steht mir doch näher als sonst eine Schulfreundin. Nebenfalls könnte ich ihr keinen besseren Mann wünschen als Heinzens treuesten Kameraden und Lebensretter."

"Ach, Lebensretter! Keine unverdienten Schmeicheleien. Fräulein Treuer", klang es fast betroffen zurück. "Ach trua ihn vor Verbun aus dem Feuer mit seinem Kopfschuß und bekam dafür von dem Franzmann einen Granatplitter ins Bein. Er besorgte mir die vorläufige Stellung hier im Schloß, u. — ich durfte so glücklich werden, wie sie es ja ahnen. Also bin ich mindestens so itel in seiner Schuld, wie er in der meinen. — Kameraden! — Könnte ich nur ihren Va-

ter zu der Ueberzeugung bringen, daß dieser Betochas ein gefährlicher Vursche ist! Ein Spielzeug steht er in Ihnen, der falsche, verlogene Mensch. Aber nun leben Sie wohl, liebes Fräulein! Ich habe noch tüchtig zu schaffen. Also hoffen wir das beste!"

Damit drückte er ihre Hand und ging.

Als sie wieder allein war, verflog die Freude über die Nachricht von Heinz sehr schnell, und bange Sorge von neuem erfüllte ihr Herz. Ein eisigkalter Schauer durchrieselte ihren schlanken Körper. — Die Zukunft, die Zukunft! —

Ueber den Bergen verblaßte des Abendrots lezte, violett leuchtende Lichter. Nächtliche Schatten zogen herauf.

Da betrat Gretchen das schlichte Wohnzimmer des hinter Ulmen und alten Linden versteckten Inspektorhauses, überzeugte sich, daß die kranke Mutter in der anstoßenden Kammer ruhig schlief und machte sich emsig daran, für den Vater den Abendbrottschüssel zu deden. Schon kehrte jener nämlich vom Felde zurück. Sie hörte im Flur seinen schweren schlepptenden Schritt.

Finstern erschien ihr seine Miene, als er nun ohne Gruß zur Thür hereingekommen war. Die hohe, redenhafte Gestalt sank müde in den Sorgenstuhl am Fenster, und das wetterharte, von unzähligen Furchen durchgrabene Gesicht sah weß und leidend aus, wie nie zuvor. Die sonst so klaren blauen Augen blickten unter den buschigen Brauen wie durch einen Schleier in die fahle Dämmerung hinaus. Mit den braunen Fingern über den stark ergrauten Knebelbart fahrend sprach er jetzt in fremd klingendem Ton:

"Grete, ich habe mit dir zu reden. Schließ die Kammerthür, daß Mutter nichts davon hört, denn es würde sie aufregen. Also ath acht:

Ich komme seeben vom Schloß. Der Herr Baron hat mir — gekündigt!"

"Also wirklich!" rana es sich leidenschaftlich von ihren Lippen. "Vater, das ist ja ein furchtbares Unath! Ach, wenn ich fort dürfte, um etwas zu verdienen!"

"So wäre uns damit herzlich wenig genügt", fuhr er mit seiner knarrenden Stimme fort. "Hab's überaus lange schon geahnt, daß es so kommen würde. Andenkungen wurden mir ja genau angewacht. Zu alt, zu aebrethlich bin ich und der Neffe Eberhard — Hauptmann a. D. — muß unterbracht werden

Dreihundert Mark Gnadengeld im Monat und das Loch von Wohnung in der alten Mühle — der alten Rattenburg. Na, so ist es! dafür hat man sich dreißig Jahre abgeradert in Wind und

Better Nun, ich will nicht schelten: der Baron ist ein sehr er nervenleidender Herr, seit er die drei Söhne im Felde verloren hat. Man kann ihn nicht für jeden seiner Taten verantwortlich machen. Aber die Monatsrente reicht gerade für Arzt und Apotheker. Zu den Ärmsten der Gemeinde zählen wir ferian. Weißt du, was das bedeutet, Grete?"

"Oh, Vater, das ist hart, das ist gar nicht zu fassen!" schluchzte sie auf, die Arme um den Nacken des an allen Gliedern Zitternden schlingend.

"Aber", fuhr sie dann in gefassterem Tone fort, "noch lebt unser Herrgott. Er wird uns nicht verlassen!"

"Der Herrgott hilft nur dann", fiel er ihr rauh ins Wort, "wenn wir selber die Gaben, die er uns verleiht, voll ausnützen und unsere Schuldigkeit in jeder Weise tun. In diesem Fall kommt alles darauf an, den Verstand zu gebrauchen, sonst ertrinken wir im Elend. Ich will nicht viele Redensarten machen, sondern mich ganz kurz fassen:



Vater, das geht über meine Kraft!

Grete, du mußt einen reichen Mann heiraten! Schau mich nicht so närrisch an, Mädchel, weißt ja, wen ich im Auge habe. Betocha meint es ehrlich mit dir. Du brauchst nur zuzugreifen und aller Not ist gesteuert. Laß also alle dummen Borurteile beiseite und weise ihn nicht ab, wenn er heute oder morgen kommt um deine Hand zu erbitten. Er ist der alleinige Erbe eines mehrfachen Millionärs u. übernimmt demnächst Tannenhorst, dieses Mustergut, von dem er uns neulich die Aufnahmen zeigte. Ich würde ihm als

Berater zur Seite stehen. Das ist alles bereits verabredet worden. Nur auf dich kommt es an."

Leichenblässe bedeckte ihr zuckendes Antlitz, und die Hände ringend, hauchte sie verzweifelt:

"Vater, das geht über meine Kraft! Ich könnte diesen Menschen niemals lieben; ich fürchte mich vor ihm, ich — ich halte ihn für einen — Betrüger. Oh, habe Erbarmen mit mir!"

Mit einem bösen Wort fuhr Treuer von seinem Sessel empor. Blaue Blitze sprühten die weit aufgerissenen Augen und heißer leuchtete er:

"Diese erbärmliche Schreiberseele, der Carl Wehrmann, hat dich gegen ihn aufgehetzt: Ich weiß ja, daß der den Betocha nicht ausstehen kann. Und Heinz spuckt dir im Kopf herum. Natürlich, so ein schmutzer Leutnant ist etwas ganz anderes als ein armseliger Zivilist, hahaha! Aber ich werde den Burschen lehren! Das ist der Dank dafür, daß wir ihn vor dem Waisenhause bewahrten und ins warme Nest setzten. Warte nur, mein Junge, wir sprechen uns noch! Mädchen, dein Bestes habe ich im Auge! Glaube mir, ich kenne die Menschen genauer als so ein paar Grünschnäbel! Betocha steht himmelhoch über ihnen.

Darum ist es von dir ein schweres Unrecht, ihn zu beleidigen und zu verschmähen. Eine Sünde ist's, ein Verbrechen gegen deine Eltern! Laß ab von den dummen Backfischschwärmereien und werde endlich vernünftig!" —

Weiter kam er nicht in seinem lauten, maßlos erregten Zornausbruch, denn ein klägliches Stöhnen in der Kammer ließ erkennen, daß die Kranke wach geworden war.

Beide begaben sich zu ihr.

Bleich und abgezehrt saß das erschreckte Mütterchen mit angstverzerrtem Gesicht hochaufgerichtet in den Kissen und gestand dem sich nun in zärtlichster Besorgnis zu ihr himabneigenden Gatten, daß sie jedes Wort verstanden habe. Auch Grete suchte die heftig Jammernde zu beruhigen, so gut sie es in ihrer eigenen traurigen Gemütsverfassung vermochte. Aber das nützte herzlich wenig.

"Wir sind hrotlos, sind verloren, wenn du nicht Vernunft annimmst, mein Kind! Betocha meint es ehrlich, er ist ein edler Mensch."

Dabei blieb die Unglückliche, u. immer wieder mußte Gretchen diese ihre Meinung hören.

Ach, das war die qualvollste Stunde in des armen Mädchens Leben. Was sollte sie tun? Der bedenklich herzleidenden Mutter sich widersetzen bedeutete deren Verderben. Und wie schwer

seufzte der Vater! Sie hatte ihm bitter weh getan durch ihren Widerspruch. —

Nein, nur jetzt keinen Stolz!

„Ich will es mir über Nacht überlegen“, stöhnte sie dann. „Gebt mir Bedenkzeit. Für meine Eltern ist mir kein Opfer zu schwer. Gott wird mein Berater sein. Beruhige dich, Mutter! Ich bin ja dein Kind.“

Da ward es endlich still in dem Stübchen. Frau Treuer schlummerte wieder. Der Gatte aber rührte heute das Abendbrot nicht an, durchmaß mit gesenktem Haupt sein Arbeitszimmer und schien mit einem schweren Entschluß zu ringen. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb einen langen, langen Brief an Heinz. An alles, was er für ihn getan, erinnerte er ihn. Wie es jetzt im Inspektorhause stehe, daß Grete allein zur Retterin werden könne, schilderte er, und dann forderte er ihn auf, sich dadurch erkenntlich zu zeigen, daß er das unerfahrene Mädchen nicht an ihrem Glück hindere.

Noch in der Nacht steckte er selber den Brief drunten im Dorf in den Postkasten. Der Junge würde vernünftig sein. Das hoffte er zuversichtlich, und dieser Gedanke gab ihm neuen Mut.

In dem altersgrauen, schmucklosen Schloß von Bergensfelde herrschte heute die größte Aufregung, denn der Gutsförster hatte gemeldet, daß sich in den Wäldern eine Rebellenbande von mindestens fünfzig Köpfen herumtreibe, die höchstwahrscheinlich einen Ueberfall plane.

Der Freiherr v. Steinberg rannte wie gestört in seinen Gemächern umher, gab hundert sich widersprechende Befehle und wollte vor allem seinen Silberschatz, wie die überaus wertvollen Familienkleinoden in Sicherheit bringen, ehe es zu spät wäre.

Soeben hatte er den großen Speisesaal, auf dessen Tisch die kostbaren Schätze aufgeschichtet lagen, verlassen, um dem in der Vorhalle beschäftigten Dienstpersonal irgend eine Anweisung zu geben. Da trat durch eine Hintertür Betocha herein und blieb, als schaue er ein blaues Wunder, mit weitgeöffneten staunenden Augen vor dem märchenhaften Tisch stehen:

Diese funkelnden Edelsteine, diese vielen, höchst eigenartigen Schmuckstücke! Millionenwerte stellten sie dar. Dort die goldene Kette mit dem in flimmernde Brillanten gefaßten Rubin!

O, wenn man die besäße! Ja, dann wäre der Abenteuerer Kasimir so reich, wie er den Leuten glauben machte.

Wenn er es wagte! Niemand hatte ihn hereinkommen sehen, niemand wußte überhaupt, daß er

im Schloß war. Diesen Augenblick lehrte er durch den Park ja erst vom Felde zurück, ohne von einer Menschenseele bemerkt worden zu sein.

Und übermäßig wurde das Verlangen in ihm.

Da hält er die Kette bereits in seinen zitternden Fingern. Nein, er wird sie nicht wieder an ihren Platz legen — Hinaus! — Nur schnell den Raub in Sicherheit gebracht! Es muß glücken. Diener, Mägde, Beschließerin sind in der Vorhalle. Wehrmann sitzt in seinem Büro. Also gar keine Gefahr.

Hinter dem großen Oelgemälde an der Wand seines Schlafzimmers befand sich ein Geheimschloß, von dem selbst der Schloßherr nichts ahnte. Dort hin schob Betocha die eiserne Kasette mit Dokumenten und allerlei Brieffschaften, nachdem er die Kette zu ihnen getan hatte. Da wäre sie wohlgeborgen.

Fünf Minuten später war er wieder draußen. In seiner Aufgeregtheit und Nervosität bemerkte der Schloßherr den Verlust der Zimelienkette nicht sofort, als er sich wieder im Speisesaal zu schaffen machte. Er rief Wehrmann herbei, damit auch der ihm behilflich sei bei dem Verpacken. Ließ diesen ein paar Minuten allein, um selber weiteres aus dem Silberschrank herbeizuholen und schickte ihn dann an seine Arbeit zurück.

Plötzlich wird er gewahr, just in dem Augenblick, da Betocha hereintrifft, um seine Hilfe anzuhieten, daß das kostbarste Stück seiner Schätze verschwunden ist. Er glaubt, der Schlag müsse ihn rühren, stürzt einem Rasenden gleich in das Büro, sagt dem Rechnungsführer auf den Kopf zu, er habe ihn bestohlen, alarmiert das ganze Personal, und die Bestürzung ist grenzenlos.

Wehrmann beteuert empört über so eine haarsträubende Beschuldigung aufs entschiedenste seine Unschuld. Allein der Verdacht ist riesengroß. Wie sollte denn die Kette auf andere Weise verschwunden sein können, als daß er sie gestohlen hätte? Niemand außer ihm könnte doch in dem Zimmer gewesen sein.

Seine Taschen werden durchsucht; das ganze Büro wird durchstöbert. Nirgends findet sich das teure Kleinod.

„Er ist es, er ist es! Lesen Sie ihm die Schuld nicht aus den Augen ab?“ flüsterte Betocha dem stöhnenden und lamentierenden Freiherrn ins Ohr, als sie einen Augenblick allein waren. „Ich habe sie längst vor diesem scheinheiligen Patron gewarnt. Er hat das Stehlen draußen im Felde gelernt. Die Sache ist sonnenklar!“

„Und dennoch besteht die Möglichkeit“, erwiderte von Steinberg, nachdem er ein wenig ru-

higer geworden, „daß ein Fremder sich im Schloß verborgen gehalten und mich beobachtet hatte. Zu dem ist das Fenster geöffnet. Ich will Wehrmann nicht unglücklich machen und ihn verhaften lassen, ehe ich nicht bestimmt weiß, daß er der Täter ist. Ein tapferer Soldat, der für das Vaterland geblutet hat, darf nicht wie ein Lump behandelt werden. Sofort telefoniere ich an die Kriminalpolizei und bitte um deren Hilfe.“

Und so geschah es.

Das gab eine schier endlose Untersuchung. Doch die Kette war fort und blieb fort.

Karl Wehrmann wurde zwar nicht verhaftet, aber außer dem wirklichen Täter, Grete Treuer und Käthe Rosner mechte wohl niemand von seiner Unschuld überzeugt sein. Der Inspektor würdigte ihn keines Blickes mehr. Auch der Lehrer Rosner und seine Gattin begegneten ihm mit scheuer, kühler Zurückhaltung. Natürlich waren sie nicht gesonnen, die Hand ihrer Tochter einem Manne anzuvertrauen, dessen Ehrenschild seinen Glanz eingebüßt hatte. Würde der Rechnungsführer seine Unschuld nicht klar beweisen, so wäre an eine Verlobung niemals zu denken.

Entsetzliche Tage brachen für den Bedauernswerten an. Ein Mann von so ausgeprägtem Ehrgefühl wie er, im Verdacht des Diebstahls! Das dünkte ihm eine unerträgliche Qual.

Dieses Getuschel der Gutsleute, diese höhnischen Bemerkungen! Es lag auf der Hand, daß er seine Stellung aufgeben müßte.

Daß Heinz doch in der Nähe wäre, damit er dem sein Herz hätte ausschütten können! Nun, schriftlich tat er es wenigstens, und das erleichterte ihn ein klein wenig. Grete tröstete ihn ja auch in frommem Vertrauen damit, daß Gott keinen echten Deutschen verlasse.

Während der schweren Schicksalstage, die über sie beide hereingebrochen waren, trafen Grete und Karl Wehrmann einander häufiger in dem lauschigen Gärtchen vor dem Inspektorhause, um sich gegenseitig das Herz auszuschütten und Trost zuzusprechen. Er, der unter furchtbarem Verdacht Seufzende, sie die stille, gottergebene Märtyrerin die ihr alles, ihre Liebe, ihr Glück, ihre Jugend, den Eltern opfern würde.

Schon hatte Betocha ja das große Wort zu ihr gesprochen und sie wies ihn nicht ab, sondern erbat sich nur eine Woche Frist.

Der Erbärmliche war seines Sieges gewiß. Es glückte ihm eben alles, was er unternahm. Freilich, den Krüppel Wehrmann hätte er lieber hinter Schloß und Riegel gerückt, als immer noch in seiner Näh.

Aber bald verschwände der Wehrmeister ja wohl auf Nimmerwiedersehen.

In Gretchens Auftrage schrieb der Getreue gestern noch einmal eusführlich an Heinz, da sie selber es nicht konnte. Mußte sie doch beinahe immer um die kranke Mutter sein.

Wieder trieben plündernde Banden sich in der Gegend umher, nachdem jenes vor kurzem das Schloß bedrohende Gesindel glücklich von Polizeitruppen verdrängt worden war.

Und jetzt sollte es blutiger Ernst werden, was der Himmel bisher immer noch gnädig verhütet hatte.

Mit Gewehren, Handgranaten und Sprengstoff ausgerüstet, erschien heute um die Mittagszeit ganz unerwartet eine tollwütige Schar zerlumpter Banditen — wohl an die 80 Mann —, geführt von einem verwegen genug ausschauenden Hauptmann in phantastischer Uniform.

Ein Häuflein beherzter Männer, der alte Inspektor Treuer, Karl Wehrmann, der Förster, Kutscher, Diener und einige Knechte, scharten sich um ihren in der Erregung höchst unbesonnenen Herrn, bewaffneten sich, so gut es in der Eile ging, mit Jagdflinten, Pirschbüchsen und Pistolen und war entschlossen, den Angreifern mutig die Stirn zu bieten, während das übrige Gesinde kreischend und laut jammernd davonsob.

Der Rebellenführer verlangte mit gröhrender Stimme, man solle sich ihm unverzüglich auf Gnade und Ungnade ergeben. Würde man sich ihm widersehen, so verwandle er das Schloß wie alle übrigen Gebäude in einen Trümmerhaufen. Dynamit genug habe er bei der Hand. Ehe er jedoch zu Ende gekommen, hatte der Freiherr bereits seine Büchse auf ihn abgefeuert, allerdings ohne ihn zu treffen. Sofort krachen drüben wohl zwanzig Schüsse, ein paar Handgranaten sausen heran, Scherben klirren, zwei Knechte liegen verwundet in der Halle, wo man sich versammelt hatte.

Das Feuer wird erwidert, und auch unter den Rebellen gibt es Verluste.

Doch der Kampf kann nicht lange währen; zu groß ist die Uebersahl der Feinde. Eine einzige Handgranate, die durch die zertrümmerten Scheiben über der Tür hereinsaut, macht sämtliche Verteidiger kampfunfähig. Herr von Steinberg bricht mit einer Kopfwunde zusammen, Wehrmann ist ebenfalls an der Stirn verletzt, — der Förster tot; Treuer an beiden Armen verwundet.

Was sich fortzuschleppen vermag, flüchtet in die Kellerräume. Bei dem ohnmächtigen Freiherrn bleibt nur der Rechnungsführer zurück.

Mit bestialischem Wutgeheul stürmte die wilde Horde heraus, zertrümmerte die Tür, misshandelte eschmann, der seinen Herrn zu retten sucht, in rohester Weise, legt ihm wie jenem Fesseln an und wirft beide auf einen draußen her- stehenden Leiterwagen.

Das alles spielte sich im Verlauf von wenigen Minuten ab. Und nun hatte die zügellose Bande freies Spiel. Niemand hinderte sie, ihre Plünderungsgelüste voll zu befriedigen, ihre Zerstörungswut austoben zu lassen.

Spiegel und Fenster wurden eingeschlagen, Möbelstücke zertrümmert, die wertvollen Gemälde von den Wänden gerissen, kurz, alles, was nicht niets- und nagelfest war, fiel brutalstem Vandalismus zum Opfer. Im Büro erbeutete man eine erhebliche Geldsumme. Gold- und Silbersachen waren indes nirgends mehr anzufinden, dafür aber Wäsche- und Kleidungsstücke, Lebensmittel und Weinvorräte in überreichlichen Mengen.

Und nun drangen in Betochas Wohnräume ebenfalls ein paar wilde Kerle ein. Er selber hatte natürlich, sobald er etwas von der Gefahr witterte, das Schloß verlassen, um im Park ein gesichertes Versteck zu suchen. —

Auch das Gemälde an der Wand seines Schlafzimmers wurde heruntergerissen und zerlegt. Da aber entdeckte das geübte Auge eines der Plünderer jenen Geheimschrank, der die Kasse mit der Juwelenkette barg. Kräftige Arzthiebe zertrümmerten die wohlgeschlossene Tür, und das kostbare Kleinod blendete mit seinen funkelnden Edelsteinen die heutelüfternen Augen, nachdem der Deckel ihres Behältnisses erbrochen worden war. In einem wahren Indianergeheul tat der Banditen Jubel sich den staunenden Kameraden kund.

Ehe das Zerstörungswerk vollendet war, hielt der Hauptmann es für geraten, mit der bedeutenden Beute und den beiden Gefangenen diesen Schauplatz seiner neuesten Heldentat zu verlassen, denn eine Ordonanz überbrachte ihm soeben die Kunde, daß Reichswehrtruppen im Anmarsch seien. So gab er also den Befehl zum Aufbruch, dem nach einigen Schwierigkeiten Folge geleistet wurde.

Eine Viertelstunde zuvor hatte Betocha das Dickicht im Park in seiner Todesangst verlassen, da ein paar Wolfshunde ihn durch ihr lebhaftes Bellen darin zu verraten drohten.

Wohin sollte er sich nun wenden?

An der Parkheide standen Posten, in deren Nähe er sich auf keinen Fall wagen durfte. Die Hof-

seite schien ihm erst recht gefährdet. blieb nur der Ausweg in den Impetorgarten, in Treiers schützende Behausung. Das Hauslein lag ja hinter den alten Bäumen so versteckt, daß es möglicherweise gänzlich unentdeckt blieb. Und schließlich, was vore es denn Verlockendes? Von dem Vorhandensein eines bildschönen Mädchens ahnten die Rebellen schwerlich etwas.

Da pochte er denn an die geschlossene Tür und begehrte zaghaft Einlaß.

Gretchen befand sich mit ihrer von dem Schrecken bedenklich erkrankten Mutter allein und war selber mehr tot als lebendig. Deutlich hatte sie ja doch die Schüsse, das Krachen der Handgranaten gehört. Der Vater mitten in dem Kampfgewühl.

O, welche neue Pein würden die nächsten Minuten ihrem gequälten Herzen bringen!? Wenn die Mutter nun stirbe! Lag sie nicht schon wie eine Entseelte auf ihrem Bett?

Barmherziger Gott, welche Stunde des Schreckens!

Da — Pochen an der Haustür, erst leise, dann immer eindringlicher.

Sollte der Vater — — — Sie wandt ans Fenster, späht vorsichtig hinaus. Betocha steht draußen mit krummem Buckel und schlotternden Gliedern.

Ist er ihr sonst im höchsten Grade zuwider, so sieht sie in diesem Augenblick doch einen mitleidenden Menschen in ihm, der trösten und helfen könnte. Darum atmet sie erleichtert auf und öffnet die Tür.

Grünlichgelb war des Verängstigten unschönes Gesicht. Wie Espenlaub zitterte er. Aber die Maske der Heuchelei schien ihm selbst in dieser ernstesten Lage keineswegs überflüssig.

„Ich mußte zu Ihnen, Gretchen“, stotterte er, ihre Hand ergreifend. „Die Sorge um Sie ließ mich alle Gefahr vergessen. Bei Ihnen ist mein Platz; Sie will ich beschützen vor der Räuberhorde.“

„Und wo ist der Vater?“ fiel sie ihm ins Wort.

„Was ist auf dem Schloß geschehen?“

„Ich — ich — weiß es nicht. Drüben geht alles drunter und drüber. Ich — befürchte das Aller schlimmste. Doch — bellen dort nicht diese schrecklichen Wolfshunde schon in ihrem Garten?“

„Wagt drüben nicht ein Gewehrlauf?“

Neue Gefahr drohte, wie er glaubte. Darum fiel der Hasensfuß gänzlich aus seiner Beschützerrolle, rasste, wie von der Hölle geheizt, durch die Zimmer, rannte die Treppe zum Boden hinauf und suchte unter altem Gerümpel seine Zuflucht.

Gretchen sah weder Hunde noch einen Gewehr-
lauf.

Gottlob, die Rebellen zogen mit zwei vollbe-
ladenen Leitern ab, in den Wald hinein.

Hinter den Büschen tauchte des Vaters Reden-
gestalt nun auf. Zahl war sein Gesicht; er warte
te ein wenig, trug Binden um beide Arme, und
der Anzug war über und über mit Blut besudelt.
Aber der so sehnsüchtig Erwartete lebte. Das
ließ Gretchens Herz aufjauchzen und vergessen,
was sie sonst bekümmerte.

„Schnell etwas heißen Tee und einen Fegen
saubere Leinwand!“ stieß er heiser hervor, nach-
dem er den Hausflur betreten hatte. „Kein La-
mento! Mit meinen paar Schrammen hat das
nicht viel auf sich. Fleischwunden, die bald wie-
der heilen. Ich will sofort nach der Stadt. Mil-
itär muß heran, damit wir den Schuften diesen
Streich heimzahlen. Der Freiherr dürfte ver-
loren sein. Ha, das sind Zeiten!“

Während Grete sich nun fürsorglich um ihn be-
mühte und den Zusammenhang aus ihm heraus-
fragte, kam auch Betocha in traurigster Verfas-
sung, staubbedeckt, beschmutzt, fast unkenntlich
wieder zum Vorschein.

Mit heißendem Hohn bemerkte Treuer auf seine
Entschuldigungsphrasen:

„Ja, ja, die Liebe verleiht dem Manne Löwen-
mut, und Vorsicht ist der bessere Teil der Tapfer-
keit, mein lieber Herr!“

Gretchen fand keine Zeit für ihn.

Das Leben hatte sich der Feige retten dürfen.
Im Augenblick ließ diese freudige Erkenntnis al-
les andere für ihn in den Hintergrund treten.

Als er dann aber seine Wohnung betrat und
und mit eigenen Augen sah, wie die Banditen
dort gehaust hatten, daß ihnen sogar der Geheim-
schrank nicht entgangen war, da hätte er sich in
seiner Verzweiflung kopfüber aus dem Fenster
stürzen mögen.

Die Kassetten mit der Juwelenkette verschwun-
den!

O, das war ein entsetzlicher Schlag für diesen
Erzspitzbuben.

Am nächsten Morgen hielt eine Reichewehr-
kompagnie ihren Einzug in Hohenberge, um Dorf
und Rittergut vor weiteren Ueberfällen zu schüt-
zen und die Verfolgung der Rebellen aufzuneh-
men. Auch der Leutnant Heinz Oderberg befand
sich unter den Feldgrauen, obwohl er einem an-
deren Truppenteil angehörte.

Es war seiner Bitte, sich diesem zum Schutz
seiner engeren Heimat bestimmen anschließen zu
dürfen, um so bereitwilliger entsprochen worden,

es er ja wie kaum sonst jemand in dem wald-
igen und schluchtenreichen Thal in Bescheid wußte.

So sah er die teure Stätte seiner Kindheit denn
also schon heute wieder. Ach, wie hatten die Brie-
se von Onkel Treuer und Freund Karl sein Herz
erschüttert! Auf Gretchen, dieses über alles ge-
liebte Wesen, sollte er verzichten! Einem ande-
ren, für den sie keinerlei Neigung empfand, müß-
te sie nach der Eltern Willen ihre Hand reichen.
Wenn er, ihr brüderlicher Freund auch nur eine
Spur von Dankbarkeit empfände, so meinte ihr
Vater, dann dürfe er ihrem Glück nicht entgegen
stehen. Sie könne eines ebenso edlen wie weichen
Mannes Weib werden und damit ihre Eltern vor
dem Armenhaus bewahren.

Und er wußte doch, daß sie nur ihm allein gut
war. Kämpfen müsse er um ihren Besitz, sich durch
kein Hindernis schrecken lassen, hatte Karl ge-
schrieben. Betocha sei ihrer nicht würdig und
brächte sie in größtes Unglück.

Nun, er würde jetzt mit eigenen Augen schauen
wie die Dinge lagen. Zu den jaghaften Gemü-
tern zählte er ja nicht, und der Kampf um ein so
teures Gut sollte ihn gewiß nicht verdrießen.

Der Vater hatte Grete an des Mütterleins
Krankenlager abgelöst, nachdem der Arzt dort ge-
wesen und ihm seine zwar recht schmerzhaften,
doch zum Glück nicht gefährlichen Wunden ver-
bunden und auch der Kranken eine Morphium-
einspritzung gemacht hatte.

In Gedanken verfunken saß sie denn an ihrem
Lieblingsplatz im Garten unter der alten Linde
und ließ die Schreckensbilder des gestrigen Tages,
wie all das in jüngster Zeit Erlebte noch einmal
vor ihrer Seele auftauchen. Betocha würde sie
heute nicht belästigen, denn er lag selber krank zu
Bett, wie der Doktor vorhin gesagt hatte. Die
ausgestandene Angst und der Kummer über die
ihm geraubte Habe sei ihm derart auf die Nerven
gefallen, daß sein Zustand Besorgnis erzeuge.

O, die feige Memme!

Nur gut, daß der Vater ihn auch von dieser
Seite kennen lernte und aus seinem gestrigen
Verhalten Schlüsse auf die Echtheit seiner Liebe
ziehen konnte. Feigheit galt dem alten Treuer
von jeher als etwas höchst Berächtliches,

Wenn die Rebellen doch Betocha, statt des be-
bauernswerten Wehrmann mit sich fortgeschleppt
hätten!

Was würde jenes Aermsten Los sein? Viel-
leicht lebte er zur Stunde schon nicht mehr, lag
im Walde irgendwo neben seinem Herrn, dem er
so treu zur Seite gestanden, verscharrt. Wer
wußte es!

Da schaute sie auf. Feste Männertritte wurden auf der Straße neben dem Garten hörbar. Ein Feldgrauer — stramm, schneidig, hochgewachsen, tannenschlank. Sicher ein Offizier, der im Dorf erwarteten Kompagnie.

Jetzt sieht sie durch die Büsche sein tiefgebräuntes Gesicht mit den blizenden, blauen Augen.

Mit einem Schrei der Ueberraschung fährt sie empor und steht wie versteinert an der Linde: Heinz ist der schmutze Kriegsmann!

Auch er ist ihrer gewahr geworden. In zwei Sätzen hat er sie erreicht.



„Gretchen, mein teures Gretchen!“

„Gretchen, mein teures Gretchen!“ kommt es voll Innigkeit über seine Lippen, während er ihre beiden Hände ergreift u. an seine Brust preßt.

„O, was hast du gelitten, mein liebes Mädchen!“ fuhr er dann in abgerissenen Sätzen fort, während ein Zuden über das männlich schöne, edelgeschnittene Gesicht ging. „Alles weiß ich. Es ist, als hätten sämtliche bösen Geister der Hölle sich in Vergensfelde niedergelassen. Und ich werde es nicht dulden, daß du an einen Mann verschachert wirst, den mein Freund Karl für einen Betrüger hält. Indem ich dich vor ihm bewahre, erweise ich deinen Eltern zugleich den größten Dienst. Wo treffe ich diesen Betocha?“

„Heinz, mit Gewalt wird da nichts zu erreichen sein“, erwiderte sie zaghaft. „Denke an Mütterz leidenden Zustand! Vielleicht hat der Baron,

falls er überhaupt noch lebt, jetzt seinen Entschluß inbetreff Vaters Pensionierung ja auch geändert. Der gestrige Tag ist am Ende von großer Bedeutung für unser Geschid. Wenn Karl nur noch unter den Lebenden weilt! Hörtest du, daß er mit dem Freiherrn zugleich verschleppt wurde? Weißt du überhaupt schon etwas von dem Raub der Juwelenkette?“

„Ich hörte von dem Gemeindevorsteher und von Köstner bereits Ausführliches auch darüber. Streipatrouillen, deren eine ich führe, brechen in einer halben Stunde auf. Wir werden nichts unterlassen, dem Gesindel auf die Spur zu kommen, davon magst du überzeugt sein. Freilich ist die Grenze ja leider nicht fern, und möglicherweise sind die Halunken schon darüber hinaus. Ich hoffe aber zuversichtlich, daß unser Herrgott Karl auch in dieser Gefahr behüten wird, wie in tausend früheren an der Front. So einen Menschen, wie ihn, für einen Dieb zu halten, das ist heller Wahnsinn!“

Ich begreife nur deinen Vater und den alten Köstner nicht. Gretchen, Soldatenmut siegt überall! Sei darum nicht kleinmütig. Das wollte ich dir jetzt nur zurufen; deshalb kam ich in aller Eile herüber. Es ist mir nicht möglich, deine Eltern jetzt noch zu begrüßen. Vielleicht morgen. Wie es um sie steht, sagte Köstner mir ebenfalls. Grüße sie also und lebe wohl, mein gutes Herz! Die Zeit drängt.“

„Und Gott sei mit dir!“ erwiderte sie, den Druck seiner Hand herzlich erwidern. „Heinz, ich bin dir so dankbar, daß du kamst! Es ist mir, als müßte nun alles gut werden. Ich will Gott vertrauen und tapfer sein.“

Da eilte er wieder von dannen.

Wie eine Vision erschien ihr diese so unerwartete Begegnung hinterher. Ja, tapfer sein, hoffen, nicht verzagen!

Betocha hatte sich jetzt von seinem Ruhebett erhoben und die verzagten Lebensgeister durch einige Gläser Kognak ein wenig angeregt. Wie ein eingekerkertes Raubtier rannte er in dem arg verwüsteten Zimmer umher. Aus allen Winkeln schienen grinsende Teufelsfragen zu ihm herüber zu höhnen. In ganz jämmerlicher Verfassung besond er sich. Die Juwelenkette, an die er die kühnsten Hoffnungen geknüpft, ihm entriszen!

Aber das war es nicht allein, was ihn in so furchtbare Unruhe versetzte. Noch eine andere Vorstellung verfolgte ihn unablässig:

Wenn es den Reichstruppen gelänge, der Rebellen und ihrer Beute habhaft zu werden! Man entdeckte die Kette womöglich in seiner Kasset

oder die Gefangenen sagten aus, sie darinnen vorgefunden zu haben. Zudem waren Papiere unter den Dokumenten, die um keinen Preis an die Oeffentlichkeit gelangen durften. Der Vertrag z. B., den er mit dem bekannten Bucherer Homann über Getreidelieferungen aus dem Gutsbesitz abgeschlossen, die Briefe von dem unlängst wegen Betrugs verhafteten Händler Markus und manches sonst noch.

Wäre es da nicht am besten, sich schon jetzt aus dem Saube zu machen? Aber Gretchen, dieses Engelsbild, das er um jeden Preis besitzen mußte! Sollte er auf sie verzichten, wo er dem Ziel so nahe stand? Freilich, die Blamage von gestern!

Vielleicht bliebe Treuer nun ja auch in seiner Stellung, wenn ein neuer Herr die Güter übernehme, etwa v. Steinbergs Kesse. Und dann würde aus der Verlobung am Ende doch nichts. Lauter schreckliche Gedanken. Und die ließen ihn nicht mehr los. Da nützte kein Kognak, kein Portwein

Am nächsten Morgen lehrten die Patrouillen zurück, ohne etwas von der Rebellenbande entdeckt zu haben. Entweder steckte sie irgend wo im tiefsten Dickicht, oder sie war tatsächlich schon über die Grenze entwischt. Man wollte die Streifen bei Tage fortsetzen. Das stellenweise beinahe undurchdringliche Unterholz und die vielen Schluchten boten ja freilich Schlupfwinkel genug, denen nicht so leicht beizukommen war.

Der größere Teil der Banditenhorde war allerdings bereits in das Gebiet des Nachbarreichs entkommen. Doch etwa 20 Mann, bei denen sich auch die Gefangenen befanden, lagerten noch in einer Waldschlucht diesseits der Grenze und harrten dort der Befehle ihres auf Kundschaft ausgezogenen Hauptmanns. Sie hüteten die geraubten Schätze, deren Transport wegen starker Grenzbewachung vorläufig allzu bedenklich schien und ließen es sich inzwischen bei dem bedeutenden Weinvorrat wohl sein. In einer nur recht notdürftig vor Nässe und Kälte Schutz gewährenden Laubhütte lag auf einer Strohschütte der schwerverwundete Freiherr v. Steinberg, betraut von Karl Wehrmann, dessen Kopfwunde weniger bedenklich war. Man hatte beide ihrer Fesseln entledigt und ein Posten mit geladenem Gewehr hielt Wache vor ihrer erbärmlichen Behausung. Die übrigen bewohnten ein paar bereits früher in der Art von Unterständen eingerichtete Erdhöhlen, die zur Not wohl einige Sicherheit bei einem Ueberfall bieten konnten. Man rechnete jedoch offenbar nicht mit einem solchen, denn es

Was aber würde der beiden Gefangenen Loß

herrschte ausgelassenste Fröhlichkeit in den unterirdischen Bauen, wie der Invalide festzustellen Gelegenheit fand, als er unter Bedeckung an das durch die Schlucht dahin rieselnde Bächlein humpelte, um frisches Wasser zum Köhlen der Wunden seines Herrn zu schöpfen.

sein? Warum entledigte man sich ihrer nicht, indem man sie an einen Baum stellte und einfach niederknallte, wie das sonst nicht selten vorgekommen sein sollte?

Auch darüber wurde Wehrmann bald Klarheit. Hörte er doch einen der Kerle zu dem Posten sagen:

„Morgen kommt der Hauptmann zurück, dann werden wir etwas erleben. Eine volle Million Lösegeld will er von dem Baron erpressen. Wahrscheinlich habe ich die Ehre, in Kavaliertocht nach der Dresdener Bank abgesandt zu werden. Dort hat dieser Krösus ein bedeutendes Guthaben, wie aus den Büchern hervorgeht. Nun ich werde meine Procente verlangen und nachher wird ehrlich geteilt. Das gibt eine Sache, Junge!“

Der andere äußerte seine Bedenken und meinte, der Freiherr würde den nächsten Tag schwerlich erleben, wenn man ihn in der Hundehütte liegen lasse.

Vielleicht gab das die Veranlassung dazu, daß die Gefangenen eine Stunde später ebenfalls in einer der Erdhöhlen untergebracht wurden und daß ein Heilkundiger, wohl ein ehemaliger Sanitätsoldat, sich mit Sorgfalt des fast besinnungslosen Edelmanns annahm. Wehrmann hielt es indes für ratsam, seinerseits einen recht elenden Eindruck zu erwecken, als sei er selber nahe am Verschwinden. Auf diese Weise erreichte er, daß man auch ihn mit einiger Rücksicht behandelte und ihn, was ihm das Wichtigste schien, nicht für fluchtverdächtig hielt.

Es kümmerte sich denn im Laufe des Tages auch tatsächlich kaum jemand um ihn, der stöhnend und ab und zu im Fieber redend, unter seiner Wolldecke lag. Daß ihm kein Wort von dem entging, was um ihn herum gesprochen wurde, ließen die zechenden und schwadronierenden Gesellen sich nicht träumen. Die zu erpressende Million beschäftigte die weinerregten Gemüter augenscheinlich am meisten.

Aber dann sprach jemand plötzlich von einer goldenen Kette mit den herrlichsten Edelsteinen. Da wurde der Fiebernde unter der Decke gewaltig hellhörig.

Natürlich müsse, so sagte er sich, die gestohlene Zwackenkette gemeint sein.

Was wüßte man von ihr, wo hätte man sie gefunden?

Der Sinn der weiteren Unterhaltung wurde ihm nicht ganz klar. Versiegelte Kaffette — geheimer Wandschrank unter dem Bilde eines Patriziers — rein zufällige Entdeckung.

Was sollte das? Der Lauscher vermochte sich keinen Vers darauf zu machen. Doch jedenfalls mußte das gestohlene Kleinod vorhanden sein.

Vielleicht hatte Herr v. Steinberg in seinem undämmerten Bewußtsein ebenfalls etwas von dem Gespräch aufgefangen, denn er stieß auf einmal aus:

„Meine Zwieselkette! — da ist sie ja, da ist sie ja!“

In diesem Augenblick posterte fluchend und wetternd ein Mann herein, der in tiefer Bassstimme ausrief:

„Das kann euch so behagen, ihr Schlemmer! Man stolpert ja über leere Weinflaschen und die ganze Schlucht duftet nach Bordeaug. Aber seid nur nicht zu sicher! In Bergensfelde liegt Militär und eine Patrouille drang bis an das Erlensbruch vor. Einen Kilometer weiter und sie wäre an der Schlucht gewesen. Die Sache wird sehr bald beweglich werden! Ich wünschte nur, es ginge die Nacht schon fort von hier!“

„Dummes Zeug!“ brüllte einer der Zecher. „Hierher verirrt sich niemand! Laß schließlich eine Patrouille herabklettern. Lebendig kehrt die nicht zurück. Unsere Posten sind wachsam. Komm, alter Schwede, da ist eine Buttler für dich! Hoijoh, lustig sein, alleweil lustig sein!“

Militär in Bergensfelde. Wehrmann schlug das Herz höher und die Gedanken wirbelten ihm wie ein Wespenschwarm durch das schmerzende Hirn. Unbedingt mußte er die Nacht einen Fluchtversuch wagen. Wenn die Zecherei noch eine Weile fort dauerte, dann wäre nachher alles berauscht und das Risiko könnte nicht gar so groß sein. Freilich mit dem Holzbein ginge es nicht sonderlich schnell von dannen. O, daß man jetzt seine gesunden Glieder hätte und noch der flinke Bursch von früher wäre! Aber gewagt sollte es werden auf jeden Fall. Vielleicht stieße er auf eine Patrouille. Ein Duzend Feldgrauer würde genügen, um das ganze Nest betrunkenen Banditen auszunehmen. Welch ein Gedanke! Der verwundete Schlossherr befreit, die reiche Beute zurückerobert! Ei, das wäre noch einmal ein Streich! Doch Geduld, Geduld!

Der Mann mit der Bassstimme schien einen Riefendurst zu haben, denn deutlich war das ha-

stige Glucksen zu hören, mit dem er aus der Flasche trank.

Anderer taumelten herein und forderten neuen Stoff, da in dieser Höhle der Weinvorrat lagerte. Zerbrochene Flaschen klirrten am Boden; der Lärm wurde immer unheimlicher. Niemand schien mehr nüchtern zu sein.

„Kommt der Alte dazwischen, dann gibt es einen Heidenrath! Er löst den ganzen Verein auf“, krächzte jemand. Andere überschrien ihn, ließen den Hauptmann hochleben, oder wünschten ihn auch zum Teufel. Die Zecherei dauerte fort. Haarsträubende Dinge wurden erzählt, Abenteuer, Schrecklichkeiten, wie sie unmenschlicher kaum gedacht werden konnten. Wahrheit und Dichtung in buntem Durcheinander.

Und nun waren des Tages letzte Lichter verblaßt. Am klaren Abendhimmel funkelten die ersten Sterne. Hinter den schwarzen Tannen, die ernst und schweigend wie wachsame Hüter am Saum der steilabfallenden Schlucht aus hohem Farnkraut und dichtem Unterholz emporragten, erschien die blanke Mondsichel. Jrgendwo ließ eine Eule ihren heiseren Ruf erschallen und die Nacht webte ihre Schleier um den stillen Wald.

In den Erdhöhlen wurde es allmählich ruhiger. Ein Teil der Zecher lag schnarchend am Boden.

Karl Wehrmann spürte nicht mehr das Brennen seiner Wunde. Jeder Nerv an ihm war gespannt. Das Blut pochte wie mit Hämmern an seiner heißen Schläfe. Nur noch ein kleinwenig Geduld! Dort der Mann mit der Bassstimme saß noch aufrecht an dem rohgezimmerten Eisentisch.

Jetzt gähnte er laut, reckte die Arme aus, tat abermals einen Zug aus der Flasche, warf sie dann in eine Ecke und streckte sich ebenfalls längelng auf den mit Stroh und Laubwerk bedeckten Boden aus.

Ganz finster war es nun in dem dumpfen, von einer fast erstidenden Atmosphäre erfüllten Raum.

Da kroch Wehrmann aus seiner Dede hervor, tastete sich an der Bohlenwand entlang nach dem Ausgang und ein paar Minuten später atmete er draußen die köstliche, herbstfrische Nachtlust. Nie glaubte er die Sterne so leuchtend gesehen zu haben, wie in diesem Augenblick. O, es würde glücken, es mußte gelingen!

Dort hob sich wie eine schwarze Silhouette die Gestalt des Postens neben einer der Tannen ab. Der Mann schwankte bedenklich, war also auch nicht nüchtern und würde kaum etwas Verdächtig-

tiges wahrnehmen. An der entgegengesetzten Seite lagen niemand zu machen.

Nach dieser Richtung wandte der Flüchtling also.

Leise murrte der Bach zu seinen Füßen, und wie von glühendem Edelstein überjät, glitten die sich traunenden Weisen dahin.

Ein schmaler Pfad führte von seinem rechten Ufer die felsige Wand empor. Es war für den Javaliden mit seinem Holzbein kein leichtes Stück, sie zu erklimmen, zumal er peinlich besorgt sein mußte, jegliches Geräusch zu vermeiden, da hinter einem der Büsche recht wohl ein Posten auf der Lauer stehen konnte.

Niemand hinderte ihn indes.

In Schweiz gebadet gelangte er aus dem Bereich der Schlucht in das Waldesdickicht. Ueber die einzuschlagende Richtung war er sich vollkommen klar. Also in Gottes Namen weiter! Nochsten Dornen und Zweigspitzen ihm auch Gesicht und Hände verletzten, mochte der Fuß auch über Steine und Wurzelwerk straucheln, er fühlte sich frei, gerettet und achte darum der Mühsal nicht. Ein Ziel winkte zudem ja doch, wie es verlockender laun sein konnte.

Jetzt dehnte sich eine Lichtung vor ihm aus. Dünne Nebelschwaden lagerten über dem Boden, und Weidenwipfel ragten wie struppige Riesenhäupter aus dem Dunst empor. Am Teufelsmoor mühte er sich befinden. Gottlob, da hatte er bekanntes Gebiet erreicht! Von hier aus würde er schneller vorwärts gelangen, denn mit den aus diesem tiefer gelegenen Sumpfgelände nach dem Dorf führenden Wegen war er von Sonntagsausflügen her recht wohl vertraut.

Ein paar Minuten hielt er Rast um zu verschnaufen.

Mit frischen Kräften setzte er darnach seinen Marsch fort.

Da, ein Geräusch hinter den Wachholderbüschen zur Linken! Ein gedämpftes „Halt!“

Karl Wehrmann fährt zusammen und glaubt im Augenblick, Rebellen seien ihm gefolgt, haben ihn erreicht. Doch zu seiner größten Freude erweist sich diese Annahme sehr schnell als ein Irrtum.

Ein Reichswehronteroffizier mit 5 Mann kommt zum Vorschein und hält ihn selber für einen der Banditen.

„Kameraden“, stößt er hervor, „ich komme direkt aus der Räuberhöhle! Gebt mir ein Dutzend Leute und wir nehmen das ganze Nest aus! Ich bin der Rechnungsführer Wehrmann vom Schloß.“

Die Ueberraschung!

„Bitte, folgen Sie uns nach dem Forsthaus“, sagte der Patrouillenführer nach einigen Fragen. „Dort treffen wir den Leutnant Oderberg mit 20 Mann; der wird Augen machen!“

Oderberg? Karl Wehrmann traute seinen Ohren kaum.

Sollte sein Heinz denn wirklich dazu ausersehen sein, mit ihm zusammen diesen Handstreich zu vollführen?

Eine kurze Erklärung des Unteroffiziers benahm ihm jeden Zweifel an der Richtigkeit dieser Vermutung.

Da gab er natürlich kein Säumen. Jede Minute konnte von Bedeutung sein.

In einer Viertelstunde war das ebenfalls in eine Ruine verwandelte Forsthaus erreicht.

Und Karl und Heinz sahen einander wieder.

„Ach, was würden sie sich alles zu sagen gehabt haben, wenn ernste Pflicht ihnen nicht geboten hätte, die Hochflut ihrer Gefühle einzudämmen! Sie befanden sich im Dienst, darum war keine



Auf einer schnellhergerichteten Bahre trugen 2 Mann den Freiherrn nach dem Forsthaus.

Zeit zu Nebenächlichem. Wehrmann fühlte sich vollkommen als Soldat. Kurz und klar beschrieb er die Lage jener Schlucht, schilderte mit wenigen Worten, was er gesehen und erlebt und erbot sich alsdann, trotz seiner Erschöpfung zur Führung. Es bedurfte indes seiner Begleitung nicht, da

Heinz jenes Gelände selbst sehr genau kannte. Zudem hielt der es für das ratfamste, daß der Liebermüde, stark Fiebernde sobald wie möglich in ärztliche Behandlung komme. Er mußte also wohl oder übel im Forsthaus zurückbleiben und dort auf einen Wagen warten, der nach Mitternacht mit Lebensmitteln vom Dorf eintreffen und ihn danach in dieses zurück befördern würde. Zwei Mann blieben bei ihm.

So war es in der Tat am besten, denn bald schwanden dem Baderen vollends die Sinne, daß er ohnmächtig zusammenbrach.

Nachdem der an den Tannen aufgestellte, stark angetrunkene Posten entwaffnet und gefangen genommen war, drang der größere Teil des Trupps unter des Leutnants Führung in die Schlucht ein, während 5 Mann den Rand bewachten, daß niemand entkäme. Die ganze betrunkene Bande wurde festgenommen, ehe sie noch recht begriff, was eigentlich los sei.

Auf einer schnell hergerichteten, bequemen Bahre trugen zwei Mann den jetzt zu klarem Bewußtsein erwachten Freiherrn nach dem Forsthaus. Alle anderen, bis auf ein zurückgebliebenes Wachtkommando, schleppten die Beutestücke davon, soweit es sich ermöglichen ließ. Selbst die Wirtschaftskasse mit vollem Inhalt war noch vorhanden. Was aber jene schwarze, von dem Rebellenhauptmann mit einer Anzahl Siegel versehene Kassette barg, das ahnten die braven Feldgrauen einstweilen noch eben so wenig wie ihr Führer. —

Man würde der Rebellen bestimmt nicht habhaft werden, da sie längst über die Grenze wären, das war Betochas Ueberzeugung, als auch bis zum Abend des betreffenden Tages von den ausgesandten Patrouillen immer noch keine Spur von jenen entdeckt worden war. Der Gedanke beruhigte ihn in wohlthuender Weise und wiegte ihn in Sicherheit. Den Verlust der Juwelenkette mußte er eben verschmerzen. Doch das ließe sich in der Folgezeit vielleicht wett machen: der Freiherr kehrte höchst wahrscheinlich niemals wieder in sein Schloß zurück. Kesse Eberhard erbe das ganze Gut. Dieser aber verstand noch weit weniger von landwirtschaftlichen und geschäftlichen Dingen als sein Onkel. Da könnte man also vorzüglich im Trüben fischen und noch großartigere Geheimgeschäfte machen als die zwei Jahre zuvor, besonders wenn der lästige Aufspäher Wehrmann ebenfalls fort bliebe. Tröstliche Ausichten also.

Und Gretchen Treuer? Nun, die Sache machte sich wohl auch. Vor allen Dingen wollte er sich

am nächsten Morgen gleich nach der Stadt begeben, um mit guten Geschäftsfreunden die neue Lage zu beraten. Er schloß denn diese Nacht weit ruhiger und schon in aller Frühe galoppierte er am folgenden Tage auf seinem edlen Rappen dem Städtchen zu.

Ach, wenn er geahnt hätte, welchen Fang der Leutnant Oderberg mit seinen Mannschaften gemacht hatte, er würde unverzüglich umgekehrt sein, um des Schicksals Lauf zu hemmen. Und vielleicht wäre es ihm auch geglückt, die versiegelte Kassette als sein Eigentum in seinen Besitz zu nehmen, ehe ihr Inhalt zum Verräter geworden. Doch es sollte nicht sein.

Der Rechnungsführer Wehrmann wieder da! Soeben hätte der Kutscher Schwarz ihn vom Försterhause mitgebracht. Er lebte, war den Banditen glücklich entgangen.

Diese Kunde lief in den ersten Morgenstunden des betreffenden Tages von Mund zu Mund.

Auch Treuers wußten es jetzt, und Vater und Tochter eilten zum Schloß, den Geretteten mit eigenen Augen zu sehen, von ihm selber zu hören, wie das Wunder geschehen sei.

Es war von dem blassen Mann nun freilich nicht viel zu erfahren, denn er vermochte bei seiner Erschöpfung kaum zu sprechen. Doch in seinen Augen leuchtete es so seltsam auf, als die Zwei an ihn herantraten, wie wenn er ihnen zurufen wollte:

„Nur ein Klein wenig Geduld, dann erlebt Ihr noch ganz andere Wunder!“

Mit ein paar kurzen Andeutungen mußten die Neugierigen sich einstweilen schon zufrieden geben.

Der Kutscher wußte auch nur soviel anzugeben, daß Leutnant Oderberg und zwanzig Mann augenblicklich wahrscheinlich im Kampfe mit den Rebellen ständen. Wehrmann habe ihm deren Aufenthalt verraten.

Alles, was an Gutsleuten noch vorhanden war, sowie das halbe Dorf hatte sich alsbald auf dem Schloßhof versammelt. Heftiges Gewehrfeuer wollten einige vernommen haben, andere redeten gar von Kanonenschüssen. Höchste Spannung, bange Erwartung malte sich in aller Zügen.

Und Gretchens Herz zitterte für den Geliebten. Daß Gott ihn schützen möge, war ihr heißes Flehen.

Da saust auf blinkendem Stahlroß ein Radfahrer den Waldweg herab. Dampfkrot ist sein schweißtriefendes Gesicht. „Hurra!“ ruft er der gaffenden Schar zu. „Achtzehn Rebellen gefangen genommen! Der Freiherr v. Steinberg ge-

rettet und zehn Kisten Beute! Keine Verluste! Glänzender Erfolg!

Und dann überbrachte er dem Inspektor seines Leutnants Befehl, daß zum Transport des schwerverwundeten Herrn ein bequemer Kutschwagen und für die Kisten mit aus dem Schloß gestohlenen Sachen ein Leiterwagen sogleich nach dem Forsthaufe geschickt werden sollte.

O, das war eine Kunde! Dieser Jubel!

Leutnant Oberberg, den ja alle kannten, der Held des Tages!

Gelle Freudentränen perlten über Gretchens Wangen, und auch in Vater Treuers Augen schimmerte es feucht, indem er in seinen Knebelbart brummte:

„Ein Prachtjunge! Das ist kein Waschlappen wie Betocha.“

Nicht zwei Wagen, sondern ein halbes Dutzend wollten in den Wald hinaus. Im Triumphzuge sollten die tapferen Feldgrauen eingeholt werden. Man wollte sie feiern, wie sie es verdienten.

O, es war gut, daß Heinz Oberberg die Gefangenen geradewegs nach der Stadt abiranzportieren ließ, denn sonst wären sie einer Lynchjustiz der Guts- und Dorfbewohner vielleicht nicht entgangen. So wurde der Festesjubel durch nichts gestört, als die singende Kriegerschar ihren Einzug hielt.

Das gab ein Fragen, ein Berichten! Bescheiden lehnte Heinz indes jegliche Lobeserhebungen für seine eigene Person ab, indem er immer wieder beteuerte, das Verdienst gebühre nicht ihm, sondern dem tapferen Rechnungsführer Wehrmann.

Zudem begab er sich denn auch sofort zu ihm, nachdem er Vater Treuer und Gretchen begrüßt und das Dienstliche erledigt hatte.

„Gottlob, jetzt fühle ich mich wieder gekräftigt“, sagte Karl, als er sich an dessen Lager gesetzt hatte. „Heinz, ich habe so eine Ahnung, als wenn für uns beide nun alles gut würde. Fandet Ihr denn unter den zurückerbeuteten Sachen die Zewelkette nicht? Die Banditen sprachen von diesem Kleinod. Sie müssen es irgendwo entdeckt und bei der Plünderung mitgenommen haben. Von einer versiegelten Kassette war gleichzeitig die Rede und von einem geheimen Wandschrank unter dem Bilde eines Patriziers. Ich weiß nicht, wie ich mir das zusammenreimen soll. In Betochas Schlafzimmer meine ich einmal zufällig ein altes Delgemälde gesehen zu haben, das einen Hamburser Patrizier im Kobelvelz darstellte, wie die Ueberschrift besagt.“

„Versiegelte Kassette?“ erwiderte der Leutnant sehr lebhaft. „Die ist vorhanden! Eine schwarze Kassette, buntbellext mit des Räuberhauptmanns Siegeln, damit sie niemand von seinen Leuten öffnen sollte. Die Sache soll sofort untersucht werden!“

Damit rannte er aus dem Zimmer und machte dem alten Treuer sogleich Mitteilung von dem soeben Vernommenen.

„Die Kassette habe ich in das Büro geschafft“, sagte der. „Sie gehört Betocha. Das Delgemälde in seinem Schlafzimmer wurde allerdings zerrissen. Jetzt hängt ein ebenfalls arg beschädigter Spiegel an seiner Stelle. Aber die Zewelkette — Das verstehe ich nicht.“

„Onkel, so halte ich mich für berechtigt, die Kassette sofort zu öffnen“, stieß Heinz darauf hervor. „Gib acht, wir machen da eine großartige Entdeckung!“

Und siehe da, unter wüst durcheinander gewählten Schriftstücken lag wirklich die verschwundene Kette darin.

In starrem Staunen stierte Vater Treuer sie an, während der Leutnant im Ton der Ueberzeugung ausrief:

„Betocha und kein anderer ist der Dieb! Es bedarf keines weiteren Beweises!“

„Aber“, stotterte der Inspektor, „er war doch gar nicht im Schloß, als — als die Tat — geschah! Wie wäre so etwas denkbar!“

Dann steckte er, denn seine Blicke waren zufällig auf eines der Schriftstücke gefallen, das die charakteristischen Züge des vor kurzem verhafteten Betrügers Homann trug.

Wie kam das hierher? Hatte der Volontär etwa hinter des Freiherrn Rücken Geschäfte gemacht? Ohne Frage. Aus dem Vertrag — um einen solchen handelte es sich — ging diese Tatsache deutlich hervor. Und weitere Schriftstücke, in deren Lektüre sich beide nun vertieften, legten noch weit offensichtlicher dar, daß Betocha ein Erzschorke sein mußte.

Kalter Schweiß perlte Vater Treuer über die Stirn, während Heinz im Ton des Abscheues zu ihm sprach:

Und so ein Lump sollte Gretchens Gatte werden! Diesem Erbärmlichen schenket Ihr Euer volles Vertrauen!“

„Wir waren mit Blindheit geschlagen“, entgegnete der alte Herr in einem Gefühl von Scham und Empörung. „Niemand hätte es für möglich gehalten. Ich muß mich erst fassen. Das ist zu viel, als daß ich es begreifen könnte. Wehrmann unschuldig! Auf den Knien will ich meinem Herr-

gott danken, daß er ein so großes Unglück verhütet hat!"

"Aber jetzt kommt alles darauf an, diesen Glenden unschädlich zu machen", sprach Heinz mit zitternder Stimme weiter. "Wir müssen ihn abfangen, ehe er noch etwas von der Gefahr ahnt. Ich werde mich sogleich mit dem Gendarm in Verbindung setzen."

Kasimir Betocha sollte der strafenden Gerechtigkeit nicht entgehen. Auf dem Heimwege wurde er von dem Gendarm verhaftet und sofort in das städtische Amtsgericht eingeliefert. Als er erkannte, daß jegliches Leugnen erfolglos sei, legte er ein umfassendes Geständnis ab. Weitere Nachforschungen über seine Person ergaben, daß seine ganze Vergangenheit eine Kette von Verbrechen bildete und daß er schon einmal eine längere Zuchthausstrafe verbüßt hatte.

Der Himmel wandte großes Unheil von dem Inspektorhause ab, indem er Gretchen Treuer vor einem solchen Unwürdigen bewahrte. Aber auch die schweren Sorgen der Inspektorsleute um ihre Zukunft sollten zerrinnen wie Nebel der Nacht vor den Strahlen der siegenden Morgensonne: Der Freiherr, dessen Zustand sich von Tag

zu Tag besserte, dachte jetzt nicht mehr daran, sich von seinem in den Stunden der Not so treu bewährten Wirtschaftsbeamten zu trennen, zumal der Kesse nach Wiedereinstellung im Heeresdienst wohl versorgt war. Vater Treuer würde im Amt bleiben.

Und dem wackeren Karl Wehrmann, dem er so großen Dank schuldete, an dem so sehr viel gut zu machen war, behandelte Herr v. Steinberg fortan, als stehe er ihm nahe wie ein leiblicher Sohn. Nicht nur das Gehalt verdoppelte er ihm, nein, er machte ihn auch ganz und gar zu seinem Vertrauten und räumte ihm Rechte ein, die den schlichten Invaliden zu einer viel beneideten Standesperson erhoben. Jetzt brauchte der große Lehrer Kössner sich nicht mehr zu scheren, dem preiherrlichen Rechnungsführer die Hand seiner Tochter anzuvertrauen.

Doch auch Heinz blieb der süßeste Lohn, den er sich nur wünschen konnte, nicht versagt: Gretchen wurde sein holdes Bräutlein.

Wie hat das gute Mädchen den Herrgott gepriesen, der alles Leid in eitle Freude gewandelt! Die finstere Trübsalnacht war vergangen. Strahlendes Morgenrot kündete eine schönere Zeit an.

Barmherzigkeit.

Novelle von Werner Graubille Schmidt.

Der Vorfrühling war gekommen.

Ohne Anzeichen, wie ein Dieb in der Nacht, hatte sich der herbfrühlige Gefelle in die winckigen Gassen des kleinen Ostsee-Hafenstädtchens geschlichen, und sein Odem erweckte alles, was im Winterschlaf träumte zu neuem Leben.

Noch vor wenigen Tagen hatte ein Eiswall den Hafen blockiert. Jetzt trieben die Schollen mit der Ebbe in die See hinaus, und auf den Schiffen, die hier im Winterlager verblieben waren, begann ein emsiges Scheuern und Teeren.

Nur widerwillig schob sich die umflorte Sonnenscheibe hinter dem runden Turme der altertümlichen Sternwarte hervor, als traute sie dem Frieden noch nicht recht; aber die Kinder, die sich unten auf dem Bollwerk tummelten, wußten es besser. Sie hielten im Spiel inne und blickten mit andächtig leuchtenden Augen zu der dunsttrüben Scheibe empor.

Gewissenhaft und ein wenig enttäuscht stellten sie fest, daß man ruhig zu der Lichtquelle hinaufblicken konnte, ohne mit den Augen zwinkern zu

müssen, und daß die hochgerechten Händchen noch keine Wärmewirkung spürten; dann aber tanzten sie im Kreis und verwundert tauschten die alten Fachwerkhäuser den jubelnden Kinderstimmen, die immer aufs neue die Botschaft in die Lüfte jauchzten: „Die Sonne scheint! — Der Frühling kommt!“

Zuletzt stand sie gerade gegenüber dem Gehäuschen am Bollwerk, und als sie ihre Nase nun ins Fenster des Parterrestübchens steckte, ließ es wie ein heller Schein über Nähgeräte und Modenblätter, die in krausem Durcheinander auf einem altmodischen, runden Sofatische lagen.

Und noch etwas bemerkte die Sonne in dem ärmlich, aber sauber eingerichteten Zimmer: hart am Fenster nämlich saß ein junges Mädchen. Den schwächtigen Oberkörper hatte es weit über eine surrende Maschine gebeugt; mechanisch traten die Füße unermüdtlich den nötigen Takt zu dieser einförmigen Melodie, und vorsichtig schoben die zarten Finger den werdenden Kleiderrock unter die pridelnde Nadel, so daß sich die

Fäden wie eine schnurgerade weiße Linie den Saum entlang zogen.

Es figelte die Sonne ordentlich, einmal den Störenfried zu spielen und diese Arbeitswut zu Schande zu machen. Schmeichelfind koste sie die blassen Wangen der Nähenden und setzte ein paar helle Lichter in ihre goldblonde Haartrone; aber sie hatte ihre Gewalt noch überschätzt: denn das junge Mädchen blickte nicht einmal von ihrer Arbeit auf.



Den schwächtigen Oberkörper hatte es über eine Nähmaschine gebeugt.

Nur als ein besonders vorwiziger Sonnenstrahl über die Maschine huschte und die Metallteilchen wie mit einem Zauberschlage aufblitzen ließ, hob die Arbeitende überrascht den Kopf ein wenig und sekundenlang glomm ein warmer Schein in ihren grauen Augen auf.

Dann aber, als gereute der verlorene Augenblick sie, hoben und senkten sich ihre Füße mit verdoppelter Schnelligkeit.

Enttäuscht zog sich die Sonne zurück und ging ein Haus weiter, wo man sie mehr zu würdigen verstand.

Nun herrschte ein dumpfes, fahles Grau in dem Stübchen und nach einer Weile krochen dunkle Schatten aus den Ecken.

Diese legten sich wie ein düsteres Laten über die Rodenblätter und Nähgeräte auf dem Sofa; und schlugen ihre Falten um das junge Mädchen.

Da endlich ließ die Unermüdliche von ihrer Arbeit. Langsam, widerstrebend richtete sie sich auf und reckte mit einem tiefen Seufzer ihre schmale Gestalt. Die Hände hinter dem Kopf gefaltet, blickte sie mit starren Augen zum Fenster hinaus nach dem Hasen hinüber, wo die grünen und roten Lichter aufflamnten und das Hämmern von der Werst herüberdröhnte.

So saß sie regungslos, weltvergessen, bis des altersschwachen Regulators knarrendes Schlagwerk den Faden ihrer Träume zerriß, und die Wirtin, eine behäbige Fünfigerin, mit der brennenden Stehlampe kam.

„Fräulein Hannchen, eine Karte für Sie. Der Bote brachte sie herein.“

Sie gab der Näherin die Postkarte hin und blieb erwartungsvoll in der Tür stehen.

Die junge Näherin zuckte nervös die Lider; ihre Augen mußten sich erst an den plötzlichen Uebergang vom Dunkel zur Helligkeit gewöhnen.

„Es wird wohl eine neue Bestellung sein“, meinte sie gleichzeitig; aber als sie die wenigen Zeilen überflogen hatte, vibrierten ihre Finger merklich und eine tiefe Röte wallte in ihren farblosen Wangen empor.

Der Zimmerwirtin war das Erschreden ihrer Mieterin, die sie wie ihre eigene Tochter schätzte, nicht entgangen.

„Kind, Hannchen“, forschte sie teilnehmend, „enthält die Karte irgend eine unangenehme Nachricht?“

Das junge Mädchen hob den Kopf und blickte an der Wirtin vorbei ins Leere. Sie entgegnete ganz mechanisch:

„Ich möchte morgen und übermorgen zu Frau Paetow kommen und Sommerkleider für ihre kleine Tochter nähen.“

„Oh!“ — Mehr Staunen denn Erschreden sprach aus der Wirtin Stimme.

Eine Weile blieb es still zwischen ihnen; dann kam es stotternd über die Lippen der Frau:

„Paetow? — Die die Wirtschaft am Bollwerk haben? — War deren Mann nicht früher mit Ihnen verlobt?“

„Ja, wie er noch als Steuermann fuhr“, stimmte das junge Mädchen trocken bei, und ihre Augen hingen wie gebannt an der blinkenden Flamme der Stehlampe.

„Geh'n Sie denn hin!“ Die Stimme der Wirtin klang ungläubig, als wollte sie selbst das Unmögliche dieser Annahme von sich weisen.

Die Näherin fuhr sich mit der Hand über die Stirn und strich eine eiaenfünniqe Locke zurück.

„Warum nicht? Das ist ja alles längst ge-

wesen — und ich bin hier die einzige Schneiderin für Kinderkleider. Wenn ich nicht gehe, gibts erst recht Stoff zu falschen Vermutungen. Ich tue, als ob wir uns ganz fremd seien. Seine Frau stammt ja aus Stettin; die weiß vielleicht nicht einmal —

Die Lippen des jungen Mädchens schlossen sich, und ein herber Zug trat um ihren Mund.

„Kind, ich würde das an Ihrer Stelle nicht übernehmen“, wagte die Wirtin einzuwenden; aber als die andere nur stumm, abwehrend den Kopf schüttelte, ging sie leise hinaus.

Hanna Gromann war wieder in ihrem Stübchen allein.

Schwerfällig ließ sie sich auf einen Stuhl fallen; aber während ihre Augen abwesend über die verstreuten Modenblätter auf dem Tisch irrten, weilten ihre Gedanken in der Vergangenheit.

„Ja, einst, vor fünf Jahren — ihr dünkte es schon eine Ewigkeit — hatte sie nicht tagein, tagaus über die Maschine gebeugt, sitzen und nähen müssen, bis ihr Augen, Beine und Rücken schmerzten. Da hatte sie frische, rote Baden gehabt, wie die anderen jungen Mädchen, und Gerd Paetow war ihr Verlobter gewesen. Als zweiter Steuermann hatte er auf einem Stettiner Dampfer gefahren, und wenn er sein Schifferpatent in der Tasche hatte, dann wollte sie heiraten.

Da war ihr vor fünf Jahren Vater und Mutter gestorben und mittellos stand sie allein auf der Welt. Wie hatte sie sich in jenen Stunden nach einem liebevollen, tröstenden Worte aus seinem Munde gesehnt, wie schlug jede Faser ihres Herzens dem Manne entgegen, der nun ihr einziger Halt und Schutz war.

Aber Gerd Paetow brachte ihr eine bittere Enttäufung. Als er von seiner Reise heimkam, da sprach er viel von dem unsicheren Seemannsberuf, von dem schlechten Verdienst und den Schrecken einer mittellosen Ehe.

Und das Mädchen verstand.

Mit dem instinktiven Feingefühl des liebenden Weibes empfand sie nur zu bald, daß ihre Zärtlichkeiten ihm lästig wurden, und daß er auf der See anderen Sinnes geworden war.

Seine erkältenden, von berechnender Vernunft durchtränkten Redensarten drangen ihr wie glühende Pfeile ins gequälte Herz; aber so tief wurzelten Liebe und hilflose Verzweiflung in ihr, daß sie nicht das erlösende, ewig trennende Wort fand.

Erst als sie Gerd Paetow eines Abends am Arm einer anderen Fremden, in seines Vaters

Haus eintreten sah, schlich sie zurück in ihre Kammer wie ein geprügelter Hund.

Diese Begegnung traf sie wie eine tödtliche Beleidigung; sie rüttelte ihren Stolz auf und gab ihr die Kraft, das geloderte Band völlig zu durchschneiden.

Schon wenige Wochen später verlobte sich Gerd Paetow mit der anderen. Diese war keine Einheimische; er hatte sie auf seinen Reisen in Stettin kennen gelernt, wo sie ein gutgehendes Logierhaus für Seelente besaß.

Frau Hanna, die Aermüdtliche, wußte von der Fremden zwar allerhand Nachteiliges zu erzählen; aber es war auch rufbar geworden, daß Gerd Paetows Braut ein schönes Vermögen mit in die Ehe brachte.

Die milbernden Umstände waren also vorhanden, und als das Paar nach seiner Verheiratung eine Wirtschaft am Bollwerk eröffnete, schien alles vergeben und vergessen.

Hanna Gromann schreckte aus den Träumen der Vergangenheit empor. Leiseres Lachen und Singen scholl von der Straße herein. Ein paar angetrunkene Matrosen torkelten Arm in Arm am Fenster vorüber.

Die kamen wohl gerade von Gerd Paetows Wirtschaft.

Das junge Mädchen schauerte fröstelnd zusammen. Mechanisch zog sie die Mullvorhänge vor dem Fenster zu und setzte sich wieder an die Maschine.

Die Karte streifte sie diesen Abend mit keinem Blick mehr.

Am anderen Morgen lag es wie leichter Nebel über der Stadt.

„Der Fuchs braut“, riefen die Kinder am Bollwerk; aber die Erwachsenen schlossen sorgsam die Fenster vor dem feuchtkühlen Gast und schalten auf die Uebergangszeit, die mit ihrer unbefruchteten Bitterung den alten Leuten so gefährlich wurde.

Hanna Gromann stand vor ihrem altmodischen Waschtisch und ordnete ihre üppigen Haarflechten. Jedesmal, wenn sie in den Spiegel blicken wollte, mußte sie ihre schlanke Gestalt vornüberbeugen, und von dem vielen Büden hatte ein leichtes Rot ihre Wangen überhaucht.

Das machte sie jugendlicher, mädchenhafter und goß einen eigenen Liebreiz über ihre zarten Züge.

Endlich war die Toilette beendet und sie schlüpfte in den schlichten Mantel. Mit zitternden Fingern schloß sie die letzten Knöpfe.

Zunuer wieder hatte sie sich gesagt, daß sie nicht feige sein dürfte; daß sie gehen müsse, und daß die Vergangenheit ja tot sei für sie und ihn; aber sie konnte es doch nicht verhindern, daß trotzdem fortwährend ein nervöses Frieren ihren Körper schüttelte.

Dieses Unbehagen ließ sie auch nicht los, als sie mit einem letzten prüfenden Blick in den Spiegel ihr Täschchen mit den nötigen Nähgeräten ergriff und auf die Straße trat.

Einige Kinder, die draußen herumtollten, stürzten auf sie zu:



„Guten Morgen, Nähmannchen,“ ertönte es zaghaft oder dreist.

„Guten Morgen, Nähmannchen“, ertönte es zaghaft oder dreist, je nachdem man sich länger oder kürzere Zeit kannte und ein halbes Duzend schmutziger Patzchhändchen reckten sich dem jungen Mädchen entgegen.

Lächelnd erduldete Hanna Gromann die kindlichen Vertraulichkeiten. In ihrem Innern lag ja so viel unverbrauchte Liebe aufgespeichert; die kam nun den Kindern, ihren einzigen Freunden, zugute.

Als letzter kam noch ein kleiner, verwahrloster Bub heran, um ihr die Hand zu bieten. Stolz schleppte er den kopf- und beinlosen Kumpf einer Puppe hinter sich durch den Straßenschmutz und schien sich durchaus nicht durch den Umstand geirrt

zu fühlen, daß durch den klaffenden Riß in dem Höschen ein vorwitziger Hemdzipfel hervorlugte. Das junge Mädchen blieb mit freundlichem Kopfnicken stehen.

„Warte mal, du kleiner Hemdenmaß, da erkaltest dich ja!“ Sie kniete nieder, suchte sich aus dem Täschchen Nadel und Faden hervor und zog das Loch mit ein paar geschickten Stichen zusammen.

Selbstbewußt hielt der kleine, schmutzig: Mann still, während die anderen Kinder in andächtigen Schweigen herumstanden.

„So, jetzt troll dich nur weiter! — Heute eberd läßt du dir das Loch von der Mutter ordentlich stopfen!“

Hanna Gromann gab dem Bürschchen noch einen freundlichen Klaps mit auf den Weg und ging weiter.

Hinter ihr verhallte allmählich der Jubel der Kinder, die schon wieder eifrig dem Spiel oblagen.

Da mußte sie tief aufseufzen und wußte selbst nicht, warum.

Während sie nun an den Häusern des Bollwerks entlang schritt, irrten ihre Gedanken wider Willen stets von neuem zu Gerd Paetow.

Fünf Jahre pflegen einen Menschen nicht viel zu verändern.

Ob er noch das hagere, gebräunte Gesicht besaß und die klargrauen Augen?

Urpötzlich stand sein Bild wieder vor ihr, wie sie ihn zuletzt gesehen, — damals.

Nicht mehr daran denken.

Sie preßte die Zähne aufeinander und ein harter Zug trat um ihren Mund.

Fast gewaltsam wandte sie ihre Aufmerksamkeit dem wechselnden Hasenbilde zu.

Ein russischer Dreimastschoner lag am Pier vertäut. Auf der Bad trocknet die Mannschaft ihre Wäsche. Schlaff und schwer hingen die buntgestreiften Hemden, die derbbblauen Hosen in der nebeltrüben Luft. Aus der Kombüse stieg eine Rauchsäule empor, aber der Nebel war stärker; er preßte sie zur Seite, daß sie in langgestreckten, dünnen Schwaden über das Deck hinzog.

Hanna Gromann sog dies Bild in sich auf als müßte alles, was heute an ihrem Auge vorüberzog, eine geheimnisvolle, schwerwiegende Bedeutung für sie gewinnen.

Sie befand sich schon vor Gerd Paetows Wirtschaft.

Nun wünschte sie innerlich, der Weg hätte noch eine halbe, eine ganze, nein, viele Stunden gedauert. Unschlüssig blickte sie zu dem aufstrupp-

ten Fachwerthaus mit dem Beischlag hinauf. Die Flaggen aller Herren Länder machten sich auf der großen Fensterscheibe breit, und in drei Sprachen verkündeten Aufschriften, daß man hier zu jeder Tageszeit warme Speisen haben konnte.

Die Tür war angelehnt, und nur gedämpft drang Lachen und Sprechen, übertönt von der blechernen Stimme eines Gramophons an das Ohr der Draußenstehenden.

Das junge Mädchen gab sich einen Ruck und stieg die Treppen hinan. Dabei war es ihr, als trüge sie Bleiklumpen an den Füßen.

Und auf einmal stand Hanna Gromann doch im Lokal, und blickte mit wirren Augen um sich. Vor ihr wogte in bläulichen Schwaden der Tabakrauch und ließ die Gesichter der Gäste nur verschwommen erscheinen.

Ein süßlich strenger Groggeruch schwängerte die ganze Luft und legte sich beklemmend auf die Kehle.

Hanna Gromann blickte weder nach rechts noch nach links.

Wie im Taumel drängte sie sich durch die Stuhlreihen, bis sie vor dem Schanztisch stand.

Der Wirt hatte sich gerade einen großen Kümmerling eingekauft und goß das scharfe Getränk, den Kopf dabei tief in den Nacken legend, in einem Zuge hinunter.

Wie er das Glas beiseite stellte, trafen sich ihrer beider Blicke.

Da sah das junge Mädchen in ein aufgeschwemmtes, fahlbleiches Gesicht, dem die trüben Augen mit den Tränenfäden darunter, einen ungesunden, verlebten Ausdruck verliehen.

Hanna Gromann wußte nicht, ob er sie erkannt hatte. Der Schreck über seinen Anblick hatte ihr die Stimme verschlagen, so daß sie nur heiser hervorpfeifen konnte:

„Ist Frau Paetow da?“

„Ja, hinten in der Küche.“

Gerd Paetow deutete mit dem Daumen über die Schulter nach einer Tür, die in die hinteren Räumllichkeiten führte. Fragend musterte er durch den Rauchschleier die Züge des jungen Mädchens und plötzlich blitzte ein jähes Erkennen in seinen blöden Augen auf.

Aber Hanna Gromann hatte sich schon an ihm vorbeigedrängt und die Küche betreten.

Frau Paetow stand am Herd und bratete eine große Pfanne voll Stint für die Gäste. Sie war eine hagere Person mit einem unsympathischen Gesicht.

„Wie ein Raubvogel“, dachte das junge Mädchen, als sie die kaltprüfenden Augen, die scharf

hervortretende Nase, das energische Sinn und den verkniffenen Mund dieser Frau sah.

Als Hanna Gromann nachher in dem lahlen Hinterstübchen vor der Nähmaschine saß, stützte sie das Kinn in die Hände und blickte durch das Fenster auf den Hofplatz hinaus.

Ein verkrüppelter Apfelbaum stand dort und in seinen lahlen Zweigen balgten sich ein paar Spagen.

Das junge Mädchen schüttelte abweisend den Kopf. — Also so sah Gerd Paetows Frau aus!



Frau Paetow stand am Herd und bratete eine große Pfanne voll Stint.

heftiger spektakelten die Spagen; da erwachte die Sinnende aus einem schweren Traum und mit einem tiefen Aufstöhnen flüsterte sie:

„Und Gerd Paetow trinkt? — Gerd — Paetow — trinkt?“

Gegen Mittag kam Frau Paetow in das Hinterstübchen.

Mit einem mürrischen Gesicht stellte sie einen Teller frischgebrannte Stint, eine kleine Schüssel Kartoffelsalat und eine Tasse Kaffee auf den Nebentisch.

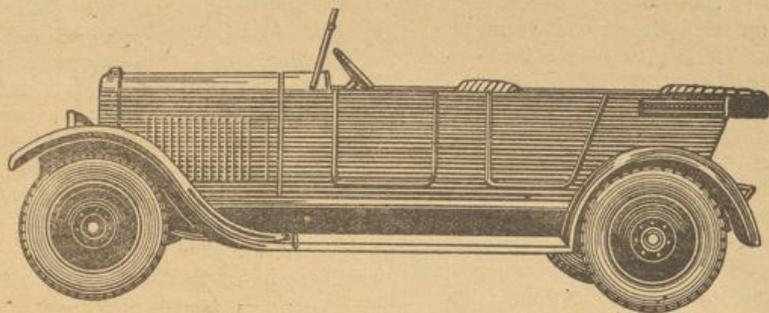
„Hier haben Sie 'ne Kleinigkeit zu Mittag“, knurrte sie kurz und wollte das Zimmer wieder verlassen.

In diesem Augenblick tönte dröhnendes Gelächter vom Lokal her.

„Seit heute früh säuft er da schon wieder rum, mit seinen sauberen Kumpanen, der Luderjahn“, keifte die Wirtin und sandte einen giftigen Blick nach der Tür.

Hanna Gromann zuckte zusammen.

Automobilhaus
Adolf Kopper, Fahr
Marktplatz



Vertretungen:

Personenkraftwagen

Opel 4/16 PS 4-Zylinder	Deutsche Werke 5/20 PS 4-Zylinder	Agfa 6/20 PS 4-Zylinder
Presto 9/30 PS 4-Zylinder	Steyr 12/40 PS 6-Zylinder	Dux 17 50 60PS 4- u. 6-Zylinder

Lastkraftwagen

Magirus 1—1½ und 2—2½ Tonnen	Vomag 2½, 3½ und 5 Tonnen
--	-------------------------------------

Motorräder

Stöck 2 PS Leichtkraftrad	Zündapp 2¼ und 2¾ PS	B. M. W. 4 PS 1-Zylinder
Derad 1,9/5 PS 1-Zylinder	B. M. W. 8½ PS 2-Zylinder	Indian 5/9, 5/11 und 12/24 H. P

Spezialreparaturwerkstätte

für Motorfahrzeuge aller Systeme und Fabrikate
Betriebsstoffe — Bereisungen — Zubehör und Ersatzteile
Vulkanisieranstalt

Die lieblosen Worte taten ihr weh, obwohl Gerd Paetow sie nichts mehr angehen durfte.

Die Frau war aber einmal in den Fluß gekommen; sie fuhr fort in ihren Klagen und Schmähungen, bis sie sich den angesammelten Bohn vom Herzen geredet hatte.

Manchmal mußte sie notgedrungen innehalten; dann erschütterte ein heftiger Husten ihren mageren Körper und zwei brandrote Flecken zirkelten sich auf ihren knochigen Wangen.

Krank scheint sie auch zu sein, dachte das junge Mädchen; und so etwas wie Bedauern für diese Frau stieg in ihr auf. Sie atmete ordentlich auf, als die Wirtin sich wieder in die Küche begab und sie allein ließ.

Von dem Ofen würgte sie kaum einige Wisfen hinunter, aber den heißen Tee trank sie in tiefen Zügen; denn es froh sie in Gerd Paetows Haus.

Immer mußte sie daran denken, ob der, den sie einst geliebt, wirklich so schlecht war, wie die Frau ihn hier geschildert hatte, und immer regte sich in ihr eine Stimme, die den Mann freisprechen oder seine Fehler wenigstens in milderem Lichte erscheinen lassen wollte.

Woran lag das?

War er ihr noch nicht gleichgültig geworden? — Schlummerte noch in einer verborgenen Falte ihres Herzens ein Körnchen Liebe für ihn?

Oder war es nur Mitleid für einen Menschen, der ein Opfer seiner Leidenschaft wurde?

Hanna Gromann wußte sich keine Antwort auf diese Fragen; sie wünschte nur, weit fort zu sein von diesem Orte und zuckte nervös zusammen, wenn sich ein festerer Schritt der Tür näherte.

Aber Gerd Paetow ließ sich, wie sie schon innerlich befürchtet hatte, nicht in dem Schneiderstübchen sehen.

Einmal hörte sie nebenan in der Küche heftiges Weinen, dazwischen die keisende, sich überschlagende Stimme der Frau.

„Willst du, verlogene Dorn, die Wahrheit sagen! — Du verstockte Krö! du!“

Klatschende Hiebe wurden vernehmbar und erneut das erstikte Jammern eines Kindes.

In dem jungen Mädchen kochte es.

Sie begriff nicht, wie man sein Kind so schlagen konnte. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und hätte die Mutter zur Rede gestellt.

Um keine Dummheit zu begehen, beugte sie sich tiefer über die Maschine und arbeitete mit doppeltem Eifer.

Es dunkelte schon stark, als sie endlich ihr heutiges Arbeitspensum erledigt hatte.

Gerd Paetow stand hinter dem Schanktisch.

Er mischte gerade einen „Eisbrecher zusammen und bemerkte sie erst, als sie schon die Tür ins Freie erreicht hatte.

Draußen empfing eine empfindliche Abendkühle das junge Mädchen.

Auf dem Wasser leuchteten schon wieder die farbigen Laternen der Schiffe und die Straße entlang wälzte sich wie eine düstere Schlange der Strom der heimkehrenden Dockarbeiter. Die Blechkanne auf dem Rücken, Abspannung und Verdrossenheit in den Zügen, zogen sie schweren Schrittes in kleinen Gruppen dem Hause zu.

Mancher freche und erstaunte Blick fiel auf das junge Mädchen, das noch immer unschlüssig auf der Wirtschafstreppe stand, um die Arbeitertruppe vorüber zu lassen.

Da ertönten hinter der Wartenden Schritte — einige Gäste schienen das Lokal verlassen zu wollen — und nun bahnte sie sich, wie gehetzt, einen Weg durch die Menschenmassen, bis sie den Frieden ihres stillen Stübchens erreicht hatte.

Am folgenden Morgen tönte Hanna Gromann ein trauliches „Guten Morgen, Nähhammchen!“ aus Kindermund entgegen.

Ein feiner Regen fesselte vom bleigrauen Himmel herab, der hielt die kleinen Gäste in den Stuben fest.

Trübe Schwermut lagerte über die regenumschleierte Landschaft, aus der die Häuser, die verankerten Schiffe, gleichsam wie geisterhafte Schemen herauswuchsen.

Eine tiefe Melancholie erfüllte auch die Seele Hanna Gromanns.

Sie hatte eine unruhvoll durchwachte Nacht hinter sich und war daher für die entmutigende Nüchternheit der Natur besonders empfänglich.

Sie hätte etwas darum gegeben, wenn ein Sonnenstrahl, ein Lächeln aus arglosen Kinder-Augen ihr gerade heute den Weg erhellt hätte.

Wie sie an dem Kai vorüberschritt, wo die schwedischen Holzdamper anlegten, trippelte der kleine Hosenmak vom vorigen Tage auf sie zu.

Er war so schmutzig, so verwahrlost wie zuvor; auch der Riß hatte noch keine gründlichere Behandlung erfahren; aber das junge Mädchen freute sich doch über seine Anhänglichkeit, die er ihr für den geleisteten Liebesdienst erwies.

„Da“, sagte er großmütig ohne weitere Einleitung, und hielt ihr die kopf- und gliederlose Puppe hin, der heute schon die Holzwohle aus den Rippen guckte.

Als das junge Mädchen bald ihn, bald das Puppenfragment verständnislos anblidte, erklärte er treuherzig:

„Sollst du schenkt haben!“

„Du kleines, herziges Kerlchen“, sagte Hanna Gromann gerührt. Sie hob den verdußte Dreinschauenden zu sich empor und preßte einen Kuß auf seine pralle Wange.

Elastischer setzte sie nun den Weg fort; — mochte es immer regnen um sie, in ihrem Herzen war plötzlich Sonnenschein eingelehrt.

Aber als sie Gerd Paetow's Lokal betrat, legten sich wieder dunkle Schatten auf ihre Seele; denn Gerd Paetow war heute allein in der Gaststube, und vor diesem Augenblick hatte ihr Gerecht, seit sie es unternommen, sein Haus zu betreten.

Bei ihrem Eintritt war er aufgesprungen und vor die Küchentür getreten.

„Guten Tag, Hanna“, sagte er bedrückt und hielt ihr zagend die Rechte entgegen.

Die junge Näherin blickte über die dargebotene Hand hinweg und entgegnete fest:

„Herr Paetow, lassen Sie mich, bitte vorüber.“

Als die Worte gesprochen waren, wunderte sich Hanna selbst, wie scharf, abweisend ihre Worte geklungen hatten.

Der Mann ließ mutlos die Hand sinken und gab schweigend den Weg frei.

In der Küche war niemand anwesend, und Hanna begab sich sofort in das Hintereckstübchen.

Sie hätte gerne ein gleichgültiges Wort mit der Frau gewechselt, denn das launende Schweigen, das in allen Räumen herrschte, bedrückte sie und sie fürchtete sich vor dem Alleinsein.

Um die Mittagszeit klopfte es schüchtern, und Gerd Paetow's kleine Tochter trat ein.

Sie brachte das Essen in einem sogenannten „Etagentopf“, wie er von den Mittagstischen über die Straße ausgeliehen wird.

„Ist Mutter nicht zu Hause?“ fragte Hanna freundlich die Kleine, die verschüchtert neben dem Tische stehen geblieben war; denn den ganzen Vormittag hatte niemand die Küche betreten.

Das Mädchen schüttelte den Mondkopf. „Nein, Mutter liegt zu Bett, und wichtig fügte sie hinzu: „Mutter hat die Lungenschwindsucht.“

„Nein?!“ — Staunen, Schrecken, kämpften in Hanna Gromann. Sie starrte in das grämliche Gesicht, in die altklugen Augen des Kindes, als hätte ihr jemand etwas Ungeheuerliches berichtet.

„Doch“, behauptete das Mädchen. „Gestern abend, wie Papa zu Bett ging, haben sie sich wieder geschimpft. Da hat Mutter gesagt, sie käme

doch bald auf den Kirchhof; dann könnte Vater ihretwegen im Kinnstein verkommen und sich totsaufen.“

Hanna Gromann preßte die Hand aufs Herz, um den brennenden Schmerz in der Brust zu betäuben.

Welch ein Familienleben führte Gerd Paetow — und dies altkluge Kind war Zeuge all dieser widerlichen Szenen! —

„Du mußt so etwas nicht sagen“, bat sie erschüttert und faßte des Kindes Hand. „Mutter hat es nicht so gemeint. Nun gehe wieder hin zu ihr, damit sie nicht so allein ist.“

Die Kleine setzte eine verstodte Miene auf.

„Nein, Mutter haut und kneißt mich immer. Gestern abend hat sie mich mit 'n hölzernen Tofsel gehaut. — Gud mal!“

Sie streifte sich den Ärmel des Kleidchens auf und hielt der Näherin den mageren Arm hin. Der war an manchen Stellen mit dunklen und schorfigen Flecken bedeckt, wie scharfe Züchtigungen mit harten Gegenständen sich hervorzurufen pflegen.

„Deck zu, Kind!“ flehte Hanna gepreßt.

Mitleid und Grauen erfüllten sie vor dem anklagenden Märtyrerbild dieser dunklen Kinderaugen, vor Gerd Paetow und seinem Haus.

„Sie hier“, fuhr sie fort, um das Gespräch in andere Bahnen zu lenken, „dies soll dein neues Sommerkleid werden. Magst du das?“

Die Kleine nickte eifrig. Ein heller Schein flog über ihr vergrämtes Gesichtchen.

„Darf ich nicht ein bißchen hier bleiben?“ bettelte sie zaghaft.

„Wie heißt du denn?“ fragte Hanna.

„Toni Paetow“, antwortete das Mädchen und blickte in angstvoller Frage zu der Näherin auf.

Hanna Gromann nickte.

„Ja, ja, Toni, wenn du schön artig bist, darfst du ein bißchen bleiben. Nachher gehst du aber auch zu deiner Mama und leistest ihr Gesellschaft!“

„Ja—a!“ versprach das Kind gedehnt, und suchte sich einen Stuhl, um in stummer Andacht das Werden seines Sommerkleides zu beobachten.

Nachmittags, Toni hatte das Zimmer schon wieder verlassen, kam Gerd Paetow und brachte eine Tasse Kaffee.

Dem jungen Mädchen pochte das Herz in harten Stößen.

„Hier, Hanna — Fräulein Gromann“ verbesserte er sich, „trinken Sie erst eine Tasse Kaffee. — Hat das Essen geschmeckt?“

Danke, Herr Paetow!“

Hanna wagte nicht, aufzusehen; sie beugte sich tiefer über die Maschine, um ihre Unruhe zu verbergen.

Gerd Paetow machte sich ungeschlüssig im Zimmer zu schaffen.

Endlich wagte er einen neuen Vorstoß.

„Wie geht es Ihnen denn jetzt?“

„Danke gut“, antwortete Hanna leise, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. „Ich kann mich redlich ernähren und habe meinen Frieden.“

Gerd Paetow seufzte hörbar auf. Er kämpfte mit einem Entschluß und räumte verlegen das Mittagsgeschirr zusammen.

Pföflich drehte er sich scharf herum und stieß hastig abgerissen hervor:

„Hanna, Sie sollen nicht gar zu schlecht von mir denken! Das macht mich ganz elend, wenn ich daran denke.“

Mutter drängte so, daß ich eine Frau nahm, die Geld hatte.

Meine Frau ist aus Stettin von Mutters Verwandtschaft.

Damals, ich wußte wahrhaftig nicht mehr, wo mir der Kopf stand, habe ich zu allem „Ja“ gesagt.

Hanna Gromann hatte peinvoll den Kopf noch tiefer gesenkt. Unsonst versuchte sie, ihn zu unterbrechen. Nun, da er sekundenlang Atem schöpfte, bat sie gequält:

„Lassen Sie doch das, Herr Paetow, das ist nun alles tot und vergessen.“

Aber der Mann schüttelte verbissen den Kopf.

„Nein, Hanna, ich muß mir das vom Herzen wälzen. Ich hab' daran getragen all die langen Jahre und ich habe dafür büßen müssen.“

„Herr Paetow, wir haben alle unser Päckchen zu tragen.“

Hanna begriff selbst nicht, wie ruhig sie das hatte sagen können in diesem Augenblicke.

„Päckchen?“

Der Mann lachte verzweifelt auf.

„Wissen Sie denn, was ich durchgemacht habe in dieser Ehe? Und wenn man zum Schnapsglas greift, wundern sich die Leute.“

„Herr Paetow, Ihre Frau liegt krank hier im Hause.“

Hanna Gromanns Stimme bebte. Mit zitternden Händen raste sie ihre Nähutensilien zusammen.

Da kam Gerd Paetow zur Besinnung.

„Bleiben Sie, Hanna“, bat er rauh, „ich gehe schon.“

Minuten, nachdem er gegangen war, zitterten dem jungen Mädchen noch vor Aufregung die Glieder.

Die nächsten Stunden blieb sie mit sich allein. Erst als sie sich bereits zum Ausbruch rüstete, hörte sie wieder Gerd Paetows schweren Schritt vor der Tür.

„Was will er denn nun noch?“ dachte sie bitter; „ist der Kelch meiner Leiden nicht schon überfüllt?“

Diesmal blieb Gerd Paetow aber zwischen Tür und Angel stehen.

„Hanna“, würden Sie mir einen Gefallen erweisen? bat er mit bedrückter Stimme. Mit meiner Frau steht es schlimm! Würden Sie so lange bei ihr bleiben, bis ich eben zum Arzt gelaufen bin? Wollen Sie, Hanna?“

Es lag ihr auf der Zunge, ihm zu sagen, daß sie für ihn nicht mehr kürzweg „Hanna“, sondern „Fräulein Gromann“ sei, aber sie fand doch nicht den Mut dazu. Wozu auch schließlich? Wenn ihre Arbeit getan war, trennten sich ihre Wege ja doch wieder.

So neigte sie denn zustimmend den Kopf und folgte ihm nach dem Schlafzimmer.

Aber vor der Tür blieb sie zögernd stehen, und zum ersten Male richtete sie eine Frage an ihn:

„Herr Paetow, Ihre Frau weiß noch nichts — von damals?“

„Mein Wort, Hanna — nichts.“

Er hatte schon die Türe geöffnet und ließ das junge Mädchen eintreten.

„Sissette“, sprach er in das Halbdunkel hinein, „ich gehe eben zum Arzt, Fräulein Gromann bleibt so lange bei dir.“

Es wurde wieder still im Zimmer; der Mann war gegangen und Hanna Gromann war allein mit der Kranken. Ihre Augen mußten sich erst an die hier herrschende Dämmerung gewöhnen, ehe sie das Bett fand.

„Fräulein, haben Sie auch noch Zeit?“ forschte die Wirtin, deren spitzes Raubvogelgesicht müde und apathisch aus dem rot und weiß gewürfelten Kissen hervorjab.

„Gewiß, Frau Paetow“, versicherte das junge Mädchen und rückte sich einen Stuhl an das Kopfende des Bettes.

„Wollen Sie noch irgend etwas haben?“

Die Kranke hob abwehrend die abgekehrte Hand.

Danke, Fräulein! — Sind die Kleider fertig?

Ein unterdrückter Seufzer entrang sich dem Munde des Mädchens.

„Nein, Frau Paetow, morgen habe ich noch ein paar Vormittagsstunden daran zu arbeiten.“
„und dann können Sie gleich anfangen und ihr 'n Trauerkleid zu nähen. Mit mir geht es ja nun doch zu Ende.“

Die Worte sollten gleichgültig klingen, aber es zitterte doch eine geheime Bitterkeit hindurch. Ein heißes Mitleid wallte in Hanna Gromann auf.

Sie sagte tröstend die Hand der Kranken:

„Sie müssen sich nicht solch traurige Gedanken machen, Frau Paetow. Bald sind Sie wieder besser; verlieren Sie doch den Mut nicht.“

„Aee, Fräuleinchen, das weiß ich besser“, beschied die Wirtin sie trocken. „Zawoll, ich hab' mal gehorcht, wie mein Mann mit dem Arzt sprach. Ein Jahr hat er mir noch gegeben. — Das sind jetzt achtzehn Monate her. Von rechts wegen leb' ich also jetzt schon ein halbes Jahr zu lange.“

Ein Lächeln verzerrte den schmalen Mund der Kranken. Aber in dieser Stunde wirkte es wie eine faunische Grimasse.

Das junge Mädchen fröstelte. Sie sehnzte sich förmlich nach Gerd Paetows Rückkehr und tauschte auf jedes Geräusch.

Die Kranke bemerkte ihre Unruhe nicht. In ihren Augen lag ein fiebriger Glanz und glühende Röte zeichnete sich wieder auf ihren knochigen Wangen.

„Tja, wozu hat man sich all die Jahre geschunden und geplagt?“ nahm sie das Gespräch wieder auf. „Die paar Kröten, die man sich zusammengeparnt hat, gehen nachher ja doch in alle Winde. Wenn mein Mann erst allein ist, weiß ich ja, wie es wird. Den ganzen Tag die Kümmelflasche auf dem Tisch bis alles verludert ist. Wenn er sich bloß nicht nachher ne Person ins Haus nimmt die alles mitbewirtschaftet und das Geschäft verlottern läßt. Er muß 'ne ganz Energische haben. — Ach, es ist 'n Elend, wenn man da so zwischen raus muß.“

Ein Hustenanfall ersticke die Rede der Kranken; ein trodener, weher Husten war es, unter dessen Dual sich die Gestalt der Frau zusammentrümmte.

Stöhnend preßte sich die Leidende die Bettdecke vor den Mund. Als sie sie wieder sinken ließ, zeigte der Ueberzug ein paar Blutsleden.

Eine Weile war es still zwischen ihnen. Die Wirtin lag regungslos mit geschlossenen Augen.

Hanna Gromann kam sich ganz überflüssig vor aber sie wagte es doch nicht ihren Platz zu verlassen.

„Wie sonderbar“, dachte sie, „nun sitze ich hier an dem Bett dieser Frau, Gerd Paetows Frau.“

Plötzlich öffnete die Kranke die Augen wieder und versuchte, sich etwas aufzurichten. Schnell schob ihr Hanna ein Kissen unter. Die Frau dankte ihr mit den Augen.

„Die Toni! — Ist die Toni hier?“ forschte sie unvermittelt.

Das junge Mädchen zuckte die Achseln:

„Ich weiß nicht, Frau Paetow. Soll ich gehen und sie suchen?“

„Nein, lassen Sie sie nur spielen!“ Ein gequälter Ausdruck kam in die Züge der Mutter, als sie leiser fortfuhr:

„Die wird auch froh sein, wenn ich nicht mehr bin!“

„Frau Paetow!“

Hanna legte ihr beschwörend die Hand auf den Arm.

„Doch, Fräulein“, beharrte die Kranke eigensinnig.

„Schließlich habe ich selbst die Schuld, wenn sie mir keine Träne nachweint. Manchmal habe ich sie 'n bischen zu scharf angefaßt. — Fräulein seh'n Sie, ich hab' das Kind mit in die Ehe gebracht. Zummer hat ihn das Kind an den andern erinnert und dadurch kam der Streit. Zuletzt gewöhnte er sich auch noch das Kümmeltrinken an. — Was hab ich manchmal 'ne Mut auf die Deern gehabt! — Nicht mehr vor Augen sehen hab' ich sie mögen.“

Die Frau hielt erschöpft inne und starrte zur Zimmerdecke empor.

Draußen klappte hart eine Tür ins Schloß.

Gerd Paetow kam mit dem Doktor.

Hanna Gromann erhob sich.

„Ade, Frau Paetow!“ verabschiedete sie sich hastig; „gute Besserung und auf Wiedersehen morgen!“

Die Frau erwiderte den Druck ihrer Hand kaum. Nur eine leichte Wendung des Kopfes zu der Stehenden hin verriet, daß sie die Worte des Abschieds gehört hatte.

An der Tür trafen sich Hanna Gromann und Gerd Paetow.

Der Arzt hatte schon das Krankenzimmer betreten; nun standen sie sich wiederum an diesem Tage gegenüber.

Gerd Paetow sah erhitzt aus und eine lebhafte Röte färbte sein Gesicht.

„Bei drei Aerzten war ich“, stieß er erregt hervor, „keiner war zu Hause. Diesen hab ich ganz aus der Hasenstraße geholt. Es ist zum Ver-

zweifeln, wenn man so von Tür zu Tür laufen muß. — Schläft sie?"

"Eben wachte sie noch, aber ich glaube, sie ist sehr matt", entgegnete Hanna, ohne den Blick zu ihm zu erheben.

Gerd Paetow nickte schwer und langsam.

"Dank auch, Hanna", sagte er gepreßt.

"Bitte!"

Sie hastete schon an ihm vorüber, ehe er, wie beabsichtigt, ihre Hand ergreifen konnte.

Draußen spiegelten sich schon wieder die bunten Lichter in dem schwarzen Wasser des Hafensbeckens; ein paar Sterne fladerten durch das Gewölk und irgendwo von Bord eines Schiffes tönte der schluchzerne Klang einer Handharmonika herüber.

Hanna Gromann empfand den Frierfrieden der Natur nicht. In ihr war es, wie ein gequältes Aufweinen:

"Was hab' ich verbrochen, daß die alten Wunden wieder bluten? Warum muß ich dies alles erleben?"

Die kranke Frau hatte doch recht behalten.

Hanna Gromann konnte am folgenden Tage darangehen, für Toni ein Trauerkleid zu schneiden; denn Lisette Paetow war in der Nacht sanft und schmerzlos verschieden.

Im Sterbehause stand alles auf dem Kopf.

Gerd Paetow benahm sich so wenig umsichtig, wie ein hilfloses Kind, und in der Küche saß jammernd Toni; halb angezogen, hungrig und durstig, denn keine Seele kümmerte sich heute um sie.

Da kam es ganz von selbst, daß Hanna Gromann etwas Ordnung in diese Wirnis brachte. Sie stellte Gerd Paetow vor, daß er nun hingehen mußte, um alles wegen der Beerdigung ins Reine zu bringen.

Mit stumpfer Gleichgültigkeit hörte er ihr zu, nahm dann aber gehorham den Hut vom Nagel und ging.

Als er fort war, beruhigte sie die Kleine, half ihr beim Anziehen und kochte dann einen starken, heißen Kaffee. Dabei mußte sie noch alle Augenblicke in die Gaststube laufen, um die eintretenden Gäste auf Gerd Paetows Rückkehr zu vertrösten.

Reichlich zwei Stunden dauerte es, ehe er die nötigen Wege erledigt hatte.

Wie er wiederkam, langte er sich sofort die Kummelflasche herunter, um die erschlafteu Lebensgeister wieder etwas anzuregen; aber Hanna rief ihn in die Küche und stellte eine Tasse dampfenden Kaffees vor ihn hin.

"Hier, Herr Paetow, das belebt besser auf nüchternen Magen."

Ohne Widerspruch setzte er sich und löffelte schweigend das heiße Getränk aus. Nachher ging er in die Gaststube und bediente die Nachbarn und Freunde, die gekommen waren, um ihm ihre Teilnahme zu bezeugen.



Um des Kindes willen will ich es versuchen, bis Sie aus dem Aergstien heraus sind.

Mittags rief Hanna ihn zum Essen in die Küche.

Er stocherte apathisch in den Speisen umher und warf einen unsicheren Blick auf seine Tochter, als kenne er sie gar nicht, so sauber und sorgfältig war sie angezogen.

Im übrigen schien er es wie etwas Selbstverständliches hinzunehmen, daß Hanna in der Küche schaltete und alles so geräuschlos den gewohnten Gang ging.

Zur gewohnten Stunde, da sie sonst Feierabend zu machen pflegte, rüstete sich Hanna zum Aufbruch.

Gerd Paetow begleitete sie bis an die Tür.

"Nun trennen sich unsere Wege wieder, und alles ist später bloß wie ein sonderbarer Traum", schloß es Hanna durch den Sinn, als sie an seiner Seite den finsternen Flur entlang schritt.

Zwischen Tür und Angel wagte er noch eine Bitte:

„Hanna, könnten Sie nicht die nächsten Tage noch wiederkommen? Ich kann mich doch nicht um alles kümmern, und die Toni ist sonst ganz ohne Aufsicht. Ich würde sie so ungern zu Fremden geben.“

Hanna kühlte die Augen des Mannes in hänglicher Frage auf sich ruhen.

Einen Augenblick überlegte sie. Dann neigte sie zustimmend den Kopf:

„Um des Kindes willen will ich es versuchen, bis Sie aus dem Aergsten heraus sind. Dann müssen Sie sich aber nach anderer Hilfe umsehen.“

Er ergriff ihre Hand mit ein paar unbeholfenen Dankesworten, und diesmal ließ sie ihn, weil er ihr Leid tat in seiner zerrissenen seelischen Stimmung.

Sie trugen Gerd Paetow's Weib zur letzten Ruhe.

Toni war unter Hannas Obhut im Hause geblieben und beschäftigte sich in der Küche mit ihrer Puppe.

Hanna Gromann wirtschaftete derweilen in der Wohnung. Sie legte die verstreuten Blütenblätter aus den Totenkranzen zusammen, sie öffnete die Fenster, damit der beklemmende Blumenduft, der alle Räume durchschwängerte, entweichen konnte und die alte Ordnung herrscht, wenn der Witwer vom Grabe heimkam.

Ihr kam es gar nicht zum Bewußtsein, daß sie ihre Hände wie eine Magd regte für einen, der ihr einst ein bitteres Leid angetan hatte.

Sie empfand es einfach als Menschenpflicht, hier helfend einzugreifen, damit sich Gerd Paetow nicht gleich selbstwirtschafete, was nachher kam, ging sie nichts an, das lag auf den Schultern der Frau, die er nun an der Verbliebenen Stelle in sein Haus führen würde.

Ob er wohl eine bekam, die ihn das Seinige zu Rate hielt, die ihn auf den rechten Weg zu leiten verstand und dem Kinde eine gute Mutter wurde?

Das junge Mädchen seufzte auf und strich sich eine widerspenstige Haarlocke aus der Stirn.

Was ging sie schließlich Gerd Paetow und sein ferneres Schicksal an?

Hatte er sich damals darum gekümmert, was aus ihr geworden war und wie es ihr erging?

Ihre Brauen zogen sich zusammen; aber als im nächsten Augenblick die kleine Toni aus der Küche kam u. sich wie schuchsend an sich schmiegte, konnte sie schon wieder lächeln und fand ein freundliches Wort für Gerd Paetow's Kind.

Ihr, der Einjamen, tat es wohl, daß sie so schnell das Zultrauen dieses verschüchterten Geschöpfes errungen hatte.

Die Schatten trochen schon aus den Ecken und Winkeln, ehe Gerd Paetow mit einigen Leichenfolgern heimkehrte.

Nach alter Sitte waren die Männer verschickentlich eingelehrt, um ein Glas auf das Gedenken der Toten zu leeren.

Hanna Gromann atmete ordentlich erleichtert auf, als sie sah, daß er sich an diesem Tage nicht übernommen hatte.

Nur sein bisheriger Stumpfsinn war einer mäßigen Traurigkeit gewichen, und er preßte seinem Kinde gegen seine sonstige Gewohnheit einen langen Kuß auf die Stirn.

„Sie wollen nun wohl gehen, Hanna?“ forschte er leise. „Seien Sie auch bedankt für alles, was Sie in dieser Zeit an mir und dem Kinde getan haben. Ich werd' das nie wieder vergessen.“

Er schneuzte sich gerührt und suchte nach weiteren Worten.

Ein verlegenes Schweigen brach aus.

Hanna Gromann raffte sich gewaltsam zusammen. Jetzt mußte sie gehen, sie hatten sich ja nichts mehr zu sagen.

„Ade, Toni“, sagte sie und beugte sich zu dem Mädchen hinunter. „Nun bleib' auch hübsch artig!“

„Kommst du morgen nicht wieder?“ forschte die Kleine enttäuscht.

Der bloße Gedanke an diese Möglichkeit ließ sie schon mit den aufsteigenden Tränen kämpfen.

Da fühlte sich Hanna Gromann schwach werden.

„Wenn er nur etwas sagt, daß ich nicht für immer gehen muß, daß das Kind nicht ganz verlassen ist“, schoß es ihr durch den Kopf.

„Ach ja, Hanna“, warf Gerd Paetow schnell ein, denn ihr Zögern hatte ihm Mut gemacht, „lassen Sie sich doch noch mal sehen, — um des Kindes willen. Eine Fremde kann und will ich mir nicht ins Haus nehmen. Toni hätte dann doch einen Anhalt und ich könnte viel ruhiger sein.“

Hanna Gromann senkte den Blick. Langsam sagte sie:

„Ich will mal sehen, Herr Paetow; vielleicht komm' ich in nächster Zeit wieder mal vor und sehe nach dem Rechten.“

Sie ließ ihm mit einem „Auf Wiedersehen.“ die Hand, die er bewegt drückte.

Auf dem Heimweg lebte keine rechte Freude darüber in ihr, denn sie hatte das Gefühl, sieg etwas vor Gerd Paetow vergeben zu haben. Dazu fraß an ihrem Herzen die alte Unruhe, weil sie ahnte, daß zwischen ihr und Gerd Paetow noch nicht das letzte Wort gesprochen war.

Wie, wohl ein Jahr später, Gerd Paetow in seinem schwarzen Kirchrod vor ihr stand, da sagte sie, daß heute eine entscheidende Frage fallen würde.

„Hanna“, nahm er in der alten bedächtigen Weise, die sie vor Jahren so empört hatte, das Wort, „ohne Frau geht das in meinem Hause nicht so weiter. Sie haben ja manchmal nach dem Rechten gesehen; aber das ist doch alles halb. Ich möchte für meine Toni wieder 'ne Mutter haben. So eine, die auch was von dem Kinde hält und es liebevoll behandelt. Hanna, wenn ich dich nun frage, ob alles von damals vergessen sein soll, willst du es dann versuchen mit mir, so, wie ich hier vor dir stehe?“

„Nein, so nicht, Gerd Paetow!“ entgegnete Hanna kühl und blickte an ihm vorbei zum Fenster hinaus.

Der Mann riß in schmerzlichem Staunen die Augen auf.

„Warum denn nicht? Kannst du mir denn nicht verzeihen? Ich habe doch auch schwer gebüßt.“

Er stotzte und fügte leiser hinzu:

„Das Trinken hab' ich mir beinahe ganz abgewöhnt.“

Hanna nickte.

„Ja, das ist alles ganz schön und gut, Gerd Paetow, aber wer sagt mir, daß die Besserung auch anhält? Um deines Kindes willen hält' ich vielleicht „Ja“ gesagt; aber ich pass' nicht in 'ne Wirtschaft.“

Ganz unwillkürlich war auch ihr wieder das trauliche „Du“ über die Lippen gekommen.

„Und wenn ich die Wirtschaft verkauf, und wieder auf See zu geh', willst du dann meine Frau werden?“

Er blickte gespannt in ihre Augen.

„Ist das dein Ernst?“

„Mein Wort darauf, Hanna!“

Seine Rechte streckte sich ihr entgegen.



Sie legte ihre Hand in die seine und blickte ihm fest in die Augen.

„Schön, Gerd! Zeige erst, daß du das jaule Wirtschaftsleben satt hast, daß du wieder arbeiten willst um mich; dann will ich es noch einmal mit dir versuchen. Darauf hast auch du mein Wort.“

Sie legte ihre Hand in die seine und blickte ihm fest in die Augen.

So kamen Hanna Gromann und Gerd Paetow wieder zusammen.

Geführt.

Novelle von Susy Kristen.

An einem bitter kalten Wintertage des Jahres 18 . . . ging ein Mann, gebückt von schwerer Sorge, die Bahnhofstraße der kleinen Stadt entlang. Niemand achtete seiner; die nicht sehr zahlreichen Passanten eilten, der grimmigen Kälte zu entfliehen. Nur sein Gang war müde und schleppend; er schien gegen die Kälte unempfindlich. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Er dachte an Weib und Kinder und an seine Not.

Gerade eben kam er von der Darlehensbank, wo er einige Hundert Taler zu zahlen hatte. Man wollte ihm den schon hinausgeschobenen Termin zur Zahlung seiner Schuld diesmal nicht verlängern; morgen war die Summe fällig.

Ehrlich und redlich, voll Mut und Gottvertrauen hatte er die vom Vater in jüngeren Jahren übernommene Schreinerei geführt. Sie nährte ihren Mann. Allein die schwere Krank-

heit seiner Frau und vor allem sein Hang zum Erfinden in seinem Gange und die Sorge, aus den neuen vergaunnen gelau-zutommen, hatten ihn in quälende Weltonot gebracht.

Seine Hand er vor dem Kontur; er wußte keinen Rat und Hilfe mehr. Die Gedanken jagten durch seinen Kopf, woher er die Summe nehmen sollte. Wenn er den Termin nur noch einmal hätte hinauschieben können. Seine neueste Erfindung mußte ja einschlagen und dann — war er ein reicher Mann.

Und wieder dachte er an sein junges, krankes Weib und an seine Kinder und bittere Tränen rollten in seinen Bart. Plötzlich sah er vor sich auf der Straße einen schwarzen Gegenstand. Er bückte sich und hob ihn auf; unwillkürlich schaute er um sich, ob man ihn beobachtete. Doch niemand war in der Nähe. Es war eine kleine, schwarze Ledermappe und er verbarg sie alsbald in seiner Rocktasche. Was sie wohl enthalten mochte? Er beschleunigte seine Schritte. Zu Hause angelangt, begab er sich alsbald in seine Werkstatt, von der Neugierde getrieben, zu sehen, was er gefunden hatte. Er schloß die Lehrtuben, der allein noch anwesend war, fest, verriegelte die Tür und öffnete die Ledertasche. Erstaunt schaute er den Inhalt an, es war Geld — Papierscheine. Mit zitternden Händen zählte er. Es war die doppelte Summe, die er zu zahlen hatte. Nochmals griff er zur Tasche — doch kein Papier gab ihm Aufklärung über den Verlierer, sie enthielt nur die Scheine.

Der Meister mußte sich setzen. Er stützte den Kopf in die Hand und sann. Und über dem Sinnen vergaß er Zeit und Raum. Nur ein Gedanke beherrschte ihn: du hast nun Geld, um die drückende Schuld zu bezahlen und die Erfindung auszunutzen. —

Wie lange er so gefesselt haben mochte, er wußte es nicht. Erst ein wiederholtes, energisches Klopfen an der Tür riß ihn aus seinen Gedanken. Schnell verbarg er die Tasche mit dessen Inhalt in seinem Rock und öffnete die Türe. Vor ihm stand sein Weib. Sie erschraf über sein bleiches Aussehen und fragte besorgt:

Was ist dir? Wie siehst du aus, bist du krank?

Nein, nein! wehrte er ab, „ich dachte nur an meine Erfindung und habe darüber alles vergessen.“

Sie kannte ihn und quälte ihn nicht mit Fragen, sondern bat ihn nur, zum Nachessen zu kommen. Schweigend folgte er ihr und schweigend nahm er das bescheidene Mahl ein. Nur hier und da griff die Hand nach der Brusttasche

und dann nahmen seine Augen einen eigenartigen Glanz an und er murmelte leise.

Der Frau fiel sein Wesen nicht auf. Wie schwer hatte sie in der letzten Zeit darunter gelitten, den so treu besorgten Gatten leiden sehen zu müssen, ohne ihm helfen zu können. Schweigend schob sie das Geschirz zusammen und eilte in die Küche. Da stürmten die beiden blonden Buben, der Stolz des Vaters, herein. Als sie den Vater so still am Tisch sitzen sahen, eilten sie zur Mutter. Sie strich ihnen mit liebender Hand über die Köpfe und ermahnte sie, still ihr Nachessen zu verzehren, da der Vater über seine Arbeit für den kommenden Tag noch nachzudenken habe. Die Kinder waren gut erzogen, gern befolgten sie der Mutter Gebot und als sie gegessen hatten, wünschten sie dem Vater „gute Nacht“, und die Mutter brachte ihre Lieblinge zu Bett.

Nicht lange darnach legten sich auch die Eltern zur Ruhe. Doch beide konnten noch nicht den erquickenden Schlaf finden. Die Krankheit der Mutter hatte sich während der letzten Tage wieder verschlimmert, das Leiden quälte sie, aber sie wollte ihrem schwerkgeprüften Mann nichts davon sagen. Der Vater kämpfte in seinen Gedanken mit Ehre und Pflicht. Ach, so Lockend waren die Bilder, nun konnte er bezahlen, seine Erfindung ausnutzen und war von der nagenden Sorge befreit. Und dann kamen die Gewissensbisse; hatte vielleicht ein armer Familienvater diese hohe Summe verloren? Lange, bange Stunden lag er wach — er wollte kein Schurke sein! Noch einmal wollte er die Hilfe von Freunden und Bekannten erbitten und in der Zeitung nachlesen, wer das Geld verloren hatte, und Anzeige von dem Funde erstatten. Mit solchen Gedanken schlief er endlich ein.

Doch schon nach wenigen Stunden rief ihn die Pflicht in die Werkstatt. Er gab seinem Gehilfen die Arbeit für den Morgen an und nahm schnell einen Imbiß zu sich. Dann riß er die Mütze vom Nagel und eilte fort. Wo er auch anklopfte oder um Vorschuß auf die Aufträge bat, niemand zahlte oder konnte ihm Geld leihen. Er zitterte, es würgte ihm im Hals; tastend besühlte er den Fund in der Brusttasche.

Er kaufte sich die neueste Zeitung und durchblätterte sie. Sie enthielt keine Anzeige, auch keinen Bericht über den Verlust; nun wollte er das Geld abgeben.

Aber da kam der Verleger über ihn —: Behalte das Geld, du kannst damit zahlen und bist aus Sorge und Not. Schwer rang er mit sich. Noch einmal versuchte er es bei einem Freunde:

Hilf mir!“ Auch hier ward ihm zur Antwort: „Ich kann nicht! Gerne würde ich dir geben, denn du bist ein braver und ehrlcher Mann, aber ich kann es nicht.“ Wie ein Peitschenhieb traf ihn das Wort „ehrlch“; war er nicht schon in Gedanken ein Dieb?

In tiefem Sinnen ging er dahin. Er bemerkte erst die Nähe seiner Wohnung, als seine Knaben ihn anriefen und ging mit ihnen nach Hause.

Mit bleichem Gesicht kam ihm sein Weib entgegen: „Der Bote ist da mit dem Wechsel. Sie wollen nicht mehr warten.“

Er grüßte kurz den Mann und trat mit ihm in das Zimmer; keine Miene zuckte in seinem Gesicht. Er ging an den Sekretär, schloß ihn auf und warf — den Boten mittraulich beobachtend



Er zählte dem Boten die Scheine vor . . .

— die Tasche hinein. Darauf entnahm er ihr die Scheine und verschloß sie in den Sekretär. Er zählte dem Boten die Scheine vor und nahm mit lebenden Händen seinen Wechsel in Empfang.

Dankend und höflich grüßend verließ der Bote das Zimmer. Der Meister blieb zurück, betäubt, seiner selbst nicht mehr mächtig. Er zog einen Stuhl heran — die Füße drohten ihm den Dienst zu versagen — und schluchzend barg er das Gesicht in seine Hände und weinte bitterlich. Endlich ermannete er sich — sah auf und erblickte sein Gesicht in dem Spiegel, der ihm gegenüberhing. Er erschrak vor sich selbst, so entstellt, so erschreckend verzerrt waren seine Züge. Aber so durfte ihn niemand sehen, vor allem nicht sein treues Weib. Er mußte sich fassen und dem

Sturm seines Innern trogen. Wohl wurde es ihm schwer, sich zu demütigen. Sein ehrlcher Charakter bäumte sich auf gegen die Erniedrigung. Und doch mußte er einen Ausweg finden. So ging er hin zur Küche, saßte sein Weib um und sagte ihr mit verschleierter Stimme, daß er gezahlt habe. Wie ein Kind legte er seinen Kopf an ihre Brust. Sie richtete ihn auf und sah ihn an. Es war etwas in seinen Augen und in seinem ganzen Wesen, was ihr fremd war. Allein sie fragte nicht. Sein Leid schnitt ihr ins Herz. Aufschluchzend griff sie nach seiner Hand. Was in diesen Augenblicken in der Seele des Mannes vorging — wer will hier richten! —

Nun arbeitete er angestrengt an seiner Erfindung. Hin und wieder aber besiel ihn die Angst, man könnte ihn, als er die schwarze Mappe aufgehoben, gesehen haben. Doch Tag um Tag verging; er hörte nichts von dem Funde. Er vermied es ängstlich, die Zeitungen zu lesen. Seine Erfindung war seine Hoffnung und sein Trost. Er wollte arbeiten, um das gefundene Geld mit Zins und Zinseszinsen zurückzahlen zu können. Und die Arbeit gewährte ihm Ruhe und Befriedigung. Nur nachts erwachte der Meister oft plötzlich aus dem Schlasse. Dann schaute er sich irren Auges um — erschrocken — von häßlichen Träumen gequält. —

So eilte die Zeit dahin. Was der Meister unternahm, gelang ihm. Seine Erfindung schlug ein und brachte ihm Geld und Aufträge. Mühzäher Arbeitskraft arbeitete er sich empor. Bald mußte er mehr Hilfe haben; seine Werkstatt ward zu klein. Schwereu Herzens verkaufte er sein Häuschen, wo er so manches Jahr mit Weib und Kindern in Sorgen und Glück gelebt hatte und kaufte eine kleine, aber ausdehnungsfähige Fabrik. Der Segen ruhte auf seiner Arbeit und sein Wohlstand besserte sich.

So hatte ihm das Geld, dieses gefundene Geld, Segen gebracht.

Die Jahre gingen dahin. Sein geliebtes Weib legte sich nieder, langsam sickte sie dahin. Nun, da blühender Wohlstand bei ihnen eingezogen war, und sie es gut hätte haben können, nahm Gott sie zu sich. Der Meister drückte ihr die Augen zu, tiefer Weh und Qual im Herzen. Und da dachte er an seine alte, noch ungesühnte Schuld. Laut stöhnte er auf. Ob sein Weib doch darum gewußt hatte? Hatte er im Schlasse, in seinen wirren Träumen sich verraten? Hätte er ihr doch alles gestanden und sein Gewissen erleichtert. Doch nun war es zu spät, die treue Lebensgefährtin

tin hatte Gott zu sich genommen. Wir gebrochen
sank er vor dem Totenlager zusammen.

Die Zeit heilte auch diese grausame Wunden.
Sein Stolz und seine Hoffnung waren seine Kin-
der. Kräftig wuchsen sie heran und lernten spie-
lend. Der Vater mußte sich dazu entschließen,
sie in die nicht zu ferne Residenzstadt in Pension
zu geben, da er ihnen in der kleinen Stadt nicht
die guten Schulen bieten konnte. Er sorgte für
eine gute geistige und körperliche Ausbildung
und gute Pflege, wie er sie ihnen — nun die Mut-
ter fehlte — besser zu Hause nicht bieten konnte.
Ihm selbst blieb wenig Zeit zu ihrer Erziehung,
da sein immer mehr aufblühendes Geschäft seine
ganze Kraft erforderte.

Umso mehr freute er sich über die Nachrichten,
die er über seine Kinder erhielt. Die waren und
blieben die besten. Da gedachte er manchmal lie-
bevoll der teuren Toten und mit gefalteten Hän-
den sah er zu ihrem Bilde auf, das über seinem
Schreibtisch hing. Und der starke Mann wehrte
den Tränen nicht.

Die Fabrik vergrößerte sich von Jahr zu Jahr.
Sie wurde bald das bedeutendste Unternehmen
in der näheren und weiteren Umgebung des
Städtchens. Raslos arbeitete er an dem weite-
ren Ausbau. Er hatte sich einen ausgeschulten
Stab von Beamten herangezogen und allen war
sein eiserner Fleiß ein gutes Vorbild. Von ein-
sacher, aber gediegener Einrichtung umgeben,
war er beliebt und hochgeachtet von seinen Mit-
bürgern. Für seine Arbeiter war er ein stren-
ger, aber gerechter Herr, der gern und freundlich
die Not linderte und hilffreich eingriff, nachdem
er sich überzeugt hatte, daß Hilfe angedrängt war.
Um neue Absatzgebiete sich zu schaffen und die
neueren Erfindungen der Technik zu studieren,
machte der frühere kleine Meister große Rei-
sen ins In- und Ausland.

Da seine beiden nun zu schlanken Jünglingen
herangewachsenen Söhne während der Ferien zu
Hause weilten, so nahm er sie mit sich und führte
sie in die Schweiz. Hier in dieser wundervollen
Umgebung und diesen zur Andacht stimmenden
Höhen der Gletscher, und von der sinkenden Sonne
purpurn umgossenen, gewaltigen Berggipfeln
staunte er mit seinen Kindern über die überwäl-
tende Allmacht Gottes. Beide Söhne lehnten
sich an seine Schultern und er schlang den Arm
um sie. Er aber dachte hier in Eis und Schnee,
in dieser erhabenen Umgebung an die Sünde, die
ihm zu soviel Glück verholfen hatte. Wohl hatten
die Jahre die Gedanken an diese schwerste Zeit
seines Lebens verblaßt, aber hier, wo er die vor

Staunen und Freude pochenden Herzen seiner
Kinder spürte, gelobte er sich, seinen Fehler gut
zu machen und seine Kinder streng und ehrlich
zu guten Menschen zu erziehen.

Gott hatte es anders beschlossen! Nach dieser
schönen Reise fuhr der Vater mit seinen Söhnen
wieder in die Heimat zurück. Die Ferien waren
zu Ende und die Söhne gingen wieder in ihre
Pension. Der Vater lebte still und widmete sei-
ne Kraft seiner Fabrik und dem Wohl seiner Un-
tergebenen.

Hin und wieder hatte er in den Zeitungen ei-
nen Ausruf erlassen mit einem für den Uneinge-
weiheten rätselhaften Inhalt, allein nie war eine
Antwort gekommen. Die Stadt vergrößerte sich.
Der reiche Fabrikbesitzer und nunmehrige Kom-
merzienrat wurde in Amt und Ehren gewählt;
überall galt sein Name und Stimm. Wenige
nur kannten in ihm den kleinen Meister, der einst
bittere Not gelitten hatte, aber alle sprachen mit
Achtung und Verehrung von ihm.

Da traf ihn wie ein Schlag aus heiterem Him-
mel die Nachricht, daß beide Söhne schwer er-
krankt seien. Man wollte dem Vater nicht sofort
die ganze Wahrheit sagen. Als bald fuhr er hin
und fand beide Söhne — tot. Schonend hatten
ihm die Pflegerinnen von dem Unglück berichtet,
als er eilend zu ihnen kam.

Vernichtet war der Stolz seines Alters. Seine
Kinder, für die er gearbeitet hatte, waren tot,
grausam aus dem blühenden Leben hinweggeris-
sen. Beide waren durch ein Unglück ums Leben
gekommen. Niemand traf die Schuld. Sie hat-
ten auf dem Rhein bei einem Ausflug mit ande-
ren Schülern eine Bahnpartie unternommen. Ein
Schlenker hatte die Kähne durch den harten Wel-
lenschlag insanken gebracht. Der jüngere
Bruder, der im Rachen gestanden hatte, war bei
einem plötzlichen Rud über Bord gefallen und
in einen Strudel gekommen. Der ältere hatte
ihn retten wollen und war mit einem Kameraden
— dem einzigen Sohne einer Witwe — ihm ins
Wasser nachgesprungen. Doch auch ihre Kräfte
versaaten und so waren alle drei: elendiglich er-
trunken, ehe man ihnen zu Hilfe eilen konnte.

Tief beugte das Unglück den Vater, doch er
sank nicht um, er hatte keine Tränen. Starren
Auges schaute er auf die Bahre, worauf man die
Leichen der blühenden Knaben gebettet hatte —
und nur in seinem Herzen brannte furchtbare
Qual. An seiner Seele zog sein Leben vorüber.
„Das ist die Hand Gottes!“ sprach er zu sich, „So
strast er meine Schuld! Erst mein Weib, nun

meine Kinder! Gottes Mühlen mahlen langsam aber sicher!

Ohne zu klagen verrichtete der tiefgebeugte Vater das, was getan werden mußte. Er überführte seine toten Söhne in die Heimat. Auf dem Bahnhof hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt — vor allem seine treuen Arbeiter, die es sich nicht nehmen ließen, die toten Lieblinge ihres Herrn auf ihren Schultern in das Vaterhaus zu tragen. Manche Fräulein ronn den Männern in den Bart, die sie schnell mit der arbeitshaften Hand fortwuschten.

Die Anteilnahme der Bevölkerung war allgemein. Die Beerdigung der so unglücklich um ihr junges Leben gekommenen Söhne des reichen, wegen seiner Wohlthätigkeit so beliebten Mannes, stempelte sich zu einem Ereignis. Kammen doch viele in dem Städtchen die hübschen, blonden Kinder des so hart geprägten Mannes. — — —

Nest, als alles vorüber war und der unglückliche Vater in seinem Hause sich so vereinsamt fühlte, ersahte ihn unjagbares Weib. Wieder stand er vor dem Bild seiner verstorbenen Frau, nicht wie damals in stolzer Mannesfrische, nein, gebrochen an Leib und Seele. Der plötzlich Verlust seiner Lieblinge hatte sein Haar ergraut und tief um den Mund hatte der bittere Gram seinen Meißel angelegt.

„Mein Weib! Nun bist du mit unseren Kindern vereint. Was soll ich einsamer Mann nun noch auf der Welt?“

Finstere, trübe Gedanken stürzten auf ihn ein und nagten an seinem Lebensmarke. Einsam war er, wie weit unglücklicher fühlte er sich, als damals, da er mit den bittersten Lebensorgen zu kämpfen hatte. Damals hatte er noch sein Weib, die ihm die Sorgen tragen half. Heute stand er allein, Grauen packte ihn und Qual. Seine alte Schuld trat ihm vor Augen. Gott hatte ihn gestraft. Selbstvorwürfe, Reue und Qual zerrütteten seine Willenskraft, er raufte sich mit den Händen das Haar. Die seelische Anstrengung war so groß — er, der im harten Kampf ums Leben stark geworden, stürzte zu Boden — besinnungslos.

Am späten Abend hatte die Hausdame ihn so gefunden. Schnell war ein Arzt zur Stelle. Er stellte eine schwere Nervenkrankheit fest, die den frühzeitig Gealterten wochenlang ans Krankenbett fesselte. Oft grinste der Tod am Bette des Kranken, um seine Beute in Empfang zu nehmen, aber der starke Körper des Mannes erlag nicht. Langsam kam die Besserung und endlich konnte

er das Bett verlassen. Allmählich erwachte auch das Interesse an seiner Arbeit wieder. Wenn seine Fabrik auch in guten Händen war, so bedrückte die Sorge um den Herrn alle, die für ihn und mit ihm arbeiteten. Herzlich freuten sie sich, als er wieder in seine alte, gewohnte Tätigkeit eintrat. Zum Dank für die treue Anhänglichkeit errichtete er für die Beamten und Arbeiter eine Pensionkasse. Desgleichen stiftete er für ein Kinderheim eine sehr hohe Summe und half unbekannt an vielen Stellen. Einmal noch öffnete er das Geheimschloß seines Schreibtisches und entnahm demselben die alte, schwarze Tasche. Einnehmend ruhten seine Augen darauf. Wie ihm wieder so klar und deutlich der Tag ins Gedächtnis kam, als er diesen Gegenstand gefunden hatte. Von dieser Stunde an war seine Arbeit nur ein Fülle von Glück gewesen; alles, was er unternommen hatte, wurde zu Geld. Wo nur mochte wohl der weilen, der damals das Geld verloren hatte? Wieviel Mühe hatte er sich gegeben, die Schuld zurückzuerstatten — umsonst. Noch hielt



„Zögernd und mit sichtlicher Verlegenheit trat die alte Dame näher.“

er diese unscheinbare Mappe in den Händen und wollte doch so gerne sühnen. —

Eines Morgens — es waren schon einige Monate über das Unglück mit seinen Kindern vergangen — wurde ihm von dem Buchhalter eine Frau gemeldet, die ihn dringend und in persönlicher Angelegenheit sprechen wollte. Er ließ sie zu sich bitten.

Zögernd und mit sichtlicher Verlegenheit trat die alte Dame näher. Freundlich lud der Fabrikbesitzer sie zum Sitzen ein und fragte nach ihren Wünschen.

„Ich bin die Mutter des mit Ihnen Raaben Ertrunkenen. Er war mein einziges Kind und meine Hoffnung.“

Tränen ersticken ihre Stimme. Der Fabrikbesitzer sprang auf und reichte ihr tieferschütterter beide Hände. In seinem Gesicht zuckte es krampfhaft, er wehrte den Tränen nicht. Doch bald gewann er seine Fassung wieder und auch die in tiefer Trauer gekleidete Dame hatte ihre Tränen getrocknet.

„Womit kann ich Ihnen danken! Ihr tapferer Sohn hat die Meinigen retten wollen!“

„Ich bin nicht gekommen, für mich zu bitten. Entschuldigen Sie meinen Besuch. Ich sprach schon einigemal vor. Doch Sie waren so schwer erkrankt. Wenn ich heute doch zu Ihnen mit einer Bitte komme, so bitte ich nicht für mich. Ich habe mein bescheidenes Auskommen und Lebe von meiner Pension — mein leider so früh verstorbenen Gatte war Beamter. Für meinen Bruder, der in Ihrer Stadt lebt, möchte ich Sie um Rat und Hilfe bitten.“

Die Dame machte einen soliden und sympathischen Eindruck.

„Gerne sehe ich Ihnen mit Rat zur Seite, wenn ich Ihnen damit einen kleinen Teil des schuldigen Dankes abstaten kann.“

„Es ist eine traurige Geschichte, die ich Ihnen erzählen muß. Um der Familie meines Bruders willen — er hat Frau und zwei Kinder — würde ich Ihre Hilfe gerne annehmen. Nur kümmerlich kann er seine Familie vor Sorgen schützen. Er ist so gut und brav. Vor vielen Jahren hat ihn ein harter Schlag getroffen, der auch die Schuld an meines Mannes frühem Tode war.“

Mein Bruder bekleidete in der Nähe die Stellung eines Fabrikdirektors. Häufig traf er sich mit meinem Gatten. So auch einmal in hiesiger Stadt. Es ging den beiden so, wie es nur allzuoft in lustiger Gesellschaft kommt. Man bleibt und zögert mit dem Aufbruche und verpaßt dabei — mitunter nicht ungern — den rechten Zeitpunkt zum Abschied. Als man sich der Zeit erinnerte, war es zu spät, um den Abendzug noch zu erreichen. Die Verbindungen der hiesigen Bahn waren damals noch schlechter als heute. So mußten beide hier übernachten und wurden durch den unerwarteten Zwischenfall in die übermüdigste Laune veretzt. Mein Mann hatte vor der kleinen Reise nicht mehr nach Hause kommen

können und trug eine größere Summe Geldes bei sich; er hatte früher sehr gerne gespielt und in seiner Sorge, dem Spielteufel zu verfallen, hatte er das Geld meinem Bruder zum Aufbewahren übergeben. Dieser, ein sorgloser, heiterer Mensch, nahm das Geld — es waren 600 Taler in einer schwarzen Ledermappe — an sich und — — — Ihnen nicht wohl, Herr Kommerzienrat?“

Aufmerksam hatte dieser der Erzählerin zugehört. Jetzt weiteten sich seine Augen; eine unheimliche Blässe überzog sein Gesicht und er knickte in sich zusammen. Erst durch die ängstlichen Bemühungen seiner Besucherin gewann er die Fassung wieder und raffte sich mühsam auf. O, es ist nichts von Bedeutung! Eine kleine Schwäche nach der schweren Krankheit. Bitte, erzählen Sie weiter.“

„Mein Mann fuhr am andern Morgen mit dem ersten Zug fort, ohne meinen Bruder sprechen zu können. Der hatte noch einige Besorgungen zu machen und wollte dann im Laufe des Tages uns besuchen. Er kam gegen Abend an und eilte sofort auf meines Gatten Büro. Nach der Begrüßung und flüchtig ausgetauschten Erinnerungen an den vorherigen Abend griff er in die Tasche, um das anvertraute Gut zurückzugeben. Doch erschrocken zog er die Hand zurück — sie war leer. Er behauptete, die Mappe vor der Abreise in die Manteltasche gesteckt zu haben. Erschrocken blickten sich beide an. Mein Mann mußte das Geld — es war amtliches Geld — sofort ersetzen. In seiner Aufregung konnte mein Bruder sich nicht fassen, noch ruhig und klar zu denken. Er eilte zur Bahn! Doch alle Nachforschungen dort blieben ohne Erfolg. Rasch entschlossen fuhr er nach D., wo er wohnte, zurück und holte, ohne Frau und Kinder zu begrüßen — das Geld aus der Fabrikkasse. Es war spät geworden und niemand mehr im Büro anwesend. Dann fuhr er wieder zurück, um meinem Mann das Geld zu geben. Da er sehr abgespant war, überredeten wir ihn zum Bleiben, um am nächsten Tage mit ruhiger Ueberlegung die Nachforschung nach dem verlorenen Gelde zu betreiben. Wir hofften, daß es ein ehrlicher Mann gefunden hätte, wenn auch mein Bruder nicht anzugeben vermochte, wo er die Tasche verloren hatte. Doch ich will mich kurz fassen. Als mein Bruder am andern Tag in die Fabrik kam, begegneten ihm fragende Blicke. Er dachte zunächst nicht an das der Kasse entnommene Geld und ging in sein Zimmer. Da kam der Buchhalter zu ihm herein und sagte, daß aus der Kasse 600 Taler fehlten, dessen Verlust er sich nicht er-

klären konnte. Da nur der Herr Direktor noch einen Schlüssel zu dem Schranke habe, so könne nur er die Summe genommen haben. In diesem Augenblick kamen auch schon einige Herren von dem Konfessionarium herein, denen in den Morgenstunden der Verlust mitgeteilt worden war. Mein Bruder war so verwirrt und zu stolz, sich gegen so plumpe Angriffe zu verteidigen. Anstatt nun offen zu sagen, wie die Sache sich verhielt, schwieg er, weil er glaubte, meinem Gatten zu schaden. Kurz und gut. Es kam zu einem Wortwechsel zwischen den Herren. Man fragte ihn nach dem Grunde seiner so langen Reise; außerdem war er am Abend vorher in der Fabrik gesehen worden; er war noch sehr jung und hatte viele Reider, er verteidigte sich empor. Man glaubte ihm nicht, obwohl er sich später erbat, Aufklärung zu geben. Die Summe hatte er sofort aus seinen Ersparnissen erlegt. Aber sein Respekt und Ansehen war geschwunden; die Leitung entsagte ihm ihr Vertrauen und so mußte er gehen, Horn im Herzen, unschuldig als Dieb gestempelt.

Was mein Gatte und Bruder auch unternehmen mochten, um den Verlust wieder herbeizuschaffen, war umsonst. Wir erließen eine Anzeige und versprachen dem Finder die höchste Belohnung. Ging es uns allen doch darum, die Ehre meines Bruders wiederhergestellt zu sehen. Niemand meldete sich, und so blieb auf dem Unglücklichen der Name „Dieb“ haften. Natürlich nicht öffentlich, aber er merkte es nur zu bald. Denn wo er sich auch um eine neue Stellung bewarb, wurde er abgewiesen.

Die Familie lebte von dem kleinen Kapital. Doch Krankheit des Gatten und der Kinder brachten ihn immer näher dem Bettelstabe. Mein Gatte half so gut er konnte. Der Bruder verrichtete schließlich Hilfsarbeiten; seine Frau sah bis spät in die Nacht und fertigte Handarbeiten. So recht froh ist mein Gatte seit jenem Unablässigtage nicht mehr geworden. Er herente bitter seinen Leichtsin, durch dessen Folgen unsere Familien soviel Leid erdulden mußten.

Als die Dame geendet hatte, faßten heiße, fiebernde Hände ihre Rechte:

„Schicken Sie mir Ihren Bruder oder besser noch: geben Sie mir seine Adresse. Sagen Sie ihm nicht, daß Sie bei mir waren.“

Hastig kamen die Worte von den Lippen des Mannes. Erschrocken erfüllte sie seinen Wunsch, innerliche Vorwürfe machend, den anscheinend noch sehr kranken Mann durch ihre Erzählung aufgeregt zu haben. Wie konnte sie auch den wahren Sachverhalt ahnen! —

Als die Dame das Zimmer verlassen hatte, trat der Kommerzienrat an das Fenster und schaute gen Himmel. Eine weiche Stimmung überkam ihn. Er faltete die Hände und leise betetete seine Lippen: „Großer Gott! Deine Wege sind wunderbar.“

Wie oft er auch die Jahre hindurch die Stunde herbeigesehnt hatte, die die Schulden abzahlen zu können, jetzt zitterte er, wenn er die furchtbaren Folgen seiner Tat bedachte. Er hatte keine Ruhe zu Haus; es trieb ihn fort, den Mann zu sehen, der durch seine Mitschuld so namenlos elend geworden war.

Er kannte alle die kleinen Gassen und Winkel der Stadt, war er doch geboren. So fand er bald das alte, morsche Haus, in dem der Gesuchte wohnte. Bis unter das Dach mußte er steigen, ehe er an der Türe den Namen las. Er schöpfte tief Atem und klopfte laut an. Eine müde Stimme rief: „Herein!“ Er trat näher und überflog mit einem Blick den Raum; er war einfach eingerichtet, aber peinlich sauber. An einem Tisch am Fenster saß gebückt ein Mann. Mit war er nicht, aber die bittere Not des Lebens hatte ihm ihren Stempel aufgedrückt. Auf dem Tische lagen zerstreut Papiere, die er wohl in Reichschrift geschrieben hatte. Jetzt sah er auf und als er den Kommerzienrat erkannte, eilte er ihm schnell entgegen und verbeugte sich tief:

„Was verschafft mir die hohe Ehre, Herrn Kommerzienrat in meiner bescheidenen Wohnung begrüßen zu dürfen?“ und er lud höflich zum Platznehmen ein.

Einen Augenblick suchten beide Männer des anderen Auge und schwiegen. Der Kommerzienrat wußte nicht, wie er beginnen sollte. Zum Glück öffnete sich jetzt die Türe des Nebenzimmers und ein junges Mädchen trat ein. Schon wollte sie wieder umkehren, doch der Vater rief sie zurück und stellte sie seinem Besucher vor: „Meine Tochter, Herr Kommerzienrat!“ Seine Augen leuchteten und die Hand fuhr zärtlich über den Scheitel des Mädchens. Der Kommerzienrat schaute verwundert das schöne Mädchen, das kaum den Kinderjahren entwachsen war, an und streckte ihr die Hand zum Gruße entgegen. Sie trat unbefangen näher und sagte:

„Wir haben es so bedauert, daß unser armer Ewald nicht Ihren Sohn retten konnte.“ Doch er verschloß ihr den Mund:

„Er war ein tapferer Junge!“

Und nun kamen aus dem Nebenzimmer noch Mutter und Sohn. Und dem Gaste war es recht so; das Peinliche seines Besuchs schwand. Alle

Not und Entbehrung hatte nicht das traute Familienglück zu vernichten vermocht. Trägt doch der gebildete Mensch — innerlich wohl schwerer — nach außen aber ruhiger und gefasster das Unglück, als der in der Armut Geborene. An der unbefangenen Heiterkeit der Kinder sonnten sich die Eltern trotz ihrer Armut. Und mit ihnen freute sich der Kommerzienrat. An den Kindern konnte er wieder gut machen, was die Eltern durch ihn hatten leiden müssen. Er erhob sich bald und bat den Mann, ihn am nächsten Tage zu besuchen, da er dringend mit ihm sprechen müsse.

Nach einer langen, durchwachten Nacht, — die Ereignisse des vergangenen Tages hatten den noch immer Kränkenden zu stark ergriffen, — erhob er sich am Morgen. Hell strahlte die Sonne, und auch er begrüßte das erstmal seit der schweren Krankheit den Tag heiter. Er hatte einen Entschluß gefaßt.

Ungeduldig erwartete er den Besuch. Das Frühstück hatte er kaum berührt, die Post nur flüchtig durchgesehen. Endlich meldete man ihm den Erwarteten. Nun stand er dem Mann gegenüber. Lange hatte er erwogen, ob er ihm die ganze Sache enthüllen sollte, aber er wollte erst prüfen, sogleich aber die Hand zur Hilfe bieten. So fragte er:

„Haben Sie wohl Lust in meine Fabrik einzutreten? Ich bin nach der langen Krankheit sehr elend geworden und es fehlt mir an Kraft. Ich brauche Hilfe. Ihre brave Frau Schwester hat mir alles erzählt. Es liegt heute an Ihnen, ob Sie von vorne anfangen wollen.“

Es bedurfte keiner großen Ueberredung. Straff richtete sich der vom Unglück Gebeugte auf:

„Versuchen Sie es mit mir, Herr Kommerzienrat. Trennen und mit ganzer Kraft will ich Ihnen dienen.“

Schnell war zwischen den beiden Männern ein Vertrag geschlossen. Schon am nächsten Tage sollte die neue Stellung angetreten werden.

Mit dem Schriftstück in der Hand eilte er beglückt heim, um den Seinen die frohe Botschaft zu bringen. Nun sollte alle Sorge und Kampf ein Ende haben! — Und so geschah es.

Der frühere Fabrikdirektor lernte sich schnell ein und der alte Mann gewann ihn bald lieb. Noch mehr aber sehnte er sich in seiner Einsamkeit nach der Familie seines Günstlings. Er ruhte nicht eher, bis sie zu ihm in das große, öde Haus zog. Die Kinder bekamen gute Lehrer und die Mutter besorgte in Zukunft das große Hauswesen.

Der verantwortungsvolle Wirkungskreis hatte den bleichen, gebeugten Mann verjüngt. Mit fester, sicherer Hand griff er in den großen, vielverzweigten Betrieb ein. Man folgte ihm gern, da man fühlte, daß er selbst durch eine harte Lebensschule gegangen war. Schnell hatten sich alle an



Versuchen Sie es mit mir, Herr Kommerzienrat!

den neuen Herrn gewöhnt. Die Fabrik arbeitete gut; verschiedene Neuerungen schlugen ein. Der alte Herr war stolz auf seinen Geschäftsführer. Er hatte ihn lange beobachtet und für gut erkannt.

Eines Tages rief er ihn in sein Arbeitszimmer. Erst hatte er die Absicht, ihm alles zu gestehen, aber er fühlte sich schwach, er wußte, seine Tage waren gezählt. Er hatte sein Geständnis samt seinem Testament dem Notar übergeben. Heute begann er:

„Zwei Jahre sind vergangen, seit Sie in meinem Hause sind. Sie, Ihre Frau und Ihre Kinder waren das Glück meiner alten Tage. Von heute ab übergebe ich Ihnen die Fabrik. Ich wüßte sie nicht in bessere Hände zu geben. Heute noch wollen wir alles bei dem Notar ordnen.“

Als der Erstaunte dem alten Herrn sprachlos vor Freude, die Hand zum Danke ausstreckte, wehrte er ab:

„Lassen Sie! Heute kann ich Ihnen nicht alles sagen: Fragen Sie nicht! Gewähren Sie mir in Ihrer Familie einen Platz — ich bin ein einsamer Mann.“ Im innersten Herzen bewegt umarmte er den Jüngeren.

Am Abend kamen sie alle zusammen. Auch die Schwester war da. Sie feierten ein kleines Fest. Die Kinder schmiegt sich an den freundlichen Alten an und strahlend sah er in die lieben, blauen Kinderaugen; ergriffen dachte er wohl an seine toten Lieblinge. —

Nun ging wieder alles seinen alten Lauf. Nur der Alte kränkelte von Stund' an, gerade als ob ihn nur die Regelung seines Nachlasses bisher noch aufrecht gehalten hätte.

Und noch ehe ein weiteres Jahr vergangen war, trug man ihn hinaus auf den Friedhof. Dort begrub man ihn neben seiner Frau und seinen Kindern. Die Beteiligung an seinem Begräbnis war eine so allgemeine, wie man sie noch nicht in der Stadt erlebt hatte. Die Nachrufe waren innig und aufrichtig. Galten sie doch dem Ehrenbürger der Stadt, dem edlen Menschenfreunde, dem Helfer der Armen und Unterdrückten.

Den Verlust ihres Freundes und Wohltäters beklagte auch tief die Familie seines Nachfolgers. Groß und aufrichtig war der Schmerz der Kinder über den Tod ihres innigstgeliebten, väterlichen Freundes.

Die Eröffnung des Testaments erfolgte bald darauf. Der Nachlaß des Verstorbenen — der immer in bescheidenen Verhältnissen gelebt hatte — war größer als man vermutet hatte. Reiche Vermächtnisse an Wohltätigkeitsanstalten und an die Armenpflege werden den Namen des Mannes auf ewige Zeiten mit der Geschichte der Stadt verbinden. Zu seinem Haupterben hatte er seinen Nachfolger und dessen Familie eingesetzt.

Am gleichen Tage überreichte der Notar dem lechteren ein versiegeltes Paket mit der Weisung, daß der Verstorbene ihm dessen gewissenhafte Uebergabe mit ängstlicher Sorgfalt anbefohlen habe.

Der Empfänger verwahrt es behutsam und das Wort des Verstorbenen: „Sie werden alles später erfahren!“ kam ihm zur Erinnerung.

Zu Hause angekommen, verschloß er die Türe seines Zimmers und öffnete mit zitternden Händen das Paket.

Eine kleine schwarze Mappe fiel ihm in die Hände. Sinnend ruhten seine Augen darauf. Mechanisch öffnete er und entnahm ihr einen Zettel, der eine Abrechnung enthielt und einen Depotschein. Er las die wenigen Worte, die auf dem Zettel standen. Sie lauteten:

„Gefunden mit 600 Talern Inhalt am . . . An den rechtmäßigen Eigentümer mit Zins und Zinsszinsen bis auf den heutigen Tag zurückgegeben.“ . . .

Das Datum war der Tag der Geschäftsübergabe.

Stumm faltete der Leser die Hände. Ein kurzes Dankgebet an Gott, den Beschützer der Unschuld, stammelten seine Lippen. Dann ergriff er die Mappe und den Zettel und verbrannte beides in dem Kamin. Kein Makel sollte auf dem Namen des edlen Mannes ruhen. Die Schuld war geführt. Das Kapital übergab er der Armenpflege.

Der Beweis seiner Unschuld gab ihm den heiteren Lebensmut zur frohen Arbeit für seine Fabrik und für seine Familie.

Das blaue Kleid.

Novelle von Emilie Bastian-Stumpf

(Nachdruck verboten.)

In fleißiger Arbeit war Martha Hörsam rasch Herbst und Winter vergangen, jetzt dufteten draußen die Beilchen, die Bäume knospeten und ein gewaltiges Frühlingsahnen durchzog die wintermüde Erde. Ein Singen und Klingen lag in der Luft wie von tausend Jubelchören. Ein Singen und Klingen hatte sich auch in Martha Hörsams Herz entfaltet, so daß sie einen Moment die Arbeit ruhen ließ. Ein altes, längst vergessenes Märchen durchzog ihren Sinn: „In einem fernen, blauen Meer, einsam und nur schwer aufzufinden, gleich einer Fata Morgana, so schimmernd und fremdartig, so hell leuchtend und sinnverwirrend, taucht sie auf. Herrlich gefiederte Vögel umschweben sie und köstliche Blu-

men mit berauschenden Düften blühen auf ihr. Und wer die Insel fand, der durfte auf ihr leben in Glück und tiefer Liebe bis an sein seliges Ende.“ Und dieses in Glück und tiefer Liebe Leben war es, das sich Martha eingeprägt hatte, für immer. Mit dem Frühling erwachte diese alte Sehnsucht nach Liebe und Glück wieder von neuem in ihrem Herzen und gab ihren Augen einen seltsamen Glanz. Aber nur einen Augenblick lagen die kleinen Hände müßig im Schoße, dann griffen sie von neuem sink zu und machten Stich um Stich an der eleganten hellblauen Robe. Es galt sich tummeln, wenn das Kleid noch rechtzeitig fertig werden sollte. Nur dann und wann warf sie einen Blick in das kleine Gärt-

chen vor dem Hause, wo auf einer kleinen Holzbank ein greiser Mann mit lichtlosen Augen in der warmen Frühlingssonne saß. Endlich war sie fertig.

Sie stand auf, und als sie so dastand, sah man erst, wie schön sie war. Eine halbverbläute Knochse, die noch nichts von der wissenden Sicherheit der Frau hatte. Ein Symbol der Unschuld.

Lieblosend betrachtete sie ihr Werk, — ach, nur ein einzigesmal sich so schmücken und die Freuden der Jugend genießen zu können. Wie schön mußte ihr dieses Kleid stehen, es war wie für ihre Figur gearbeitet. Vorbei, vorbei schon seit Jahren!

Einst, als sie noch ein Kind war, gehörte sie auch den Gesellschaftskreisen an, für die sie jetzt arbeitete.

Karl Hörsam war Direktor einer großen Fabrik. Durch Spekulation, die später zur Leidenschaft wurde, hatte er sein großes Vermögen verspielt. Um das Verlorene wieder einzubringen, griff er das Geld seines Kindes an. Durch seine Leidenschaft hatte er alle Selbstbeherrschung verloren. So war der Ruin schneller da, als er dachte. Und zu allem Unglück verlor er auch das Augenlicht. Jetzt war es an dem verwöhnten mütterlosen Kinde, für den Vater zu sorgen. Und die kaum sechzehnjährige Martha löste die Aufgabe glänzend. —

In der Vorstadt in einem Häuschen mit kleinem Garten fanden sie billige Unterkunft. Es blieb ihnen nach Regulierung der Schulden noch eine kleine Summe, die hinreichte, bis Martha das Schneidern gelernt hatte. Dank ihrer Energie, die niemand dem feinen Kinde zugetraut hätte, fand sie auch bald Kunden. Ihr feines Arbeiten und bescheidenes Auftreten machte sie in den feinsten Damentreffen beliebt. Sie bekam Arbeit in Hülle und Fülle. So dek sie keinen Manoel zu leiden brauchten. Und das blaue Kleid, das sie heute fertiggestellt, gehörte einer Jugendsohnelin von ihr, die aber nur hochmütig über sie hinwegsaß. Erika von Montan kannte nur das arbeitende Mädchen in ihr.

Die blauen Sehnucktsougen suchten wieder das duftende Kleid, androbieren könnte sie einmal. — Die warme Frühlingsluft drang durch das geöffnete Fenster und die goldenen Strahlen der Sonne lodten: Komm! — Komm! — Da stand sie auch schon fertig anaekleidet vor dem kleinen Zwieack. Erichrecht broll sie zurück, war das sie, diese eisaante, junge Dame? Und wieder oflitten die Gedanken verführerisch durch das blonde Köpichen eine halbe Stunde wollte sie es

anbehalten, nur so lange jung sein. Sie würde das Kleid schon sorgsam in acht nehmen, daß es keinen Schaden erfitt. Schnell noch den Hut auf das Haupt gedrückt, dann geht es hinaus zur dem Vater.

Bei dem Nahen der leichten Tritte hob der alte Mann den Kopf.

„Mein Marthakind“, sagte er mit müder Stimme und suchenden Händen. Und mit inriger Liebe ergriff Martha die Hände und drückte losend ihr Gesicht darauf.

„Väterchen, ich gehe auf ein halbes Stündchen aus.“

Karl Hörsam nickte. „Geh du nur, mein Kind“ und wehmütig streichelte er mit seinen abgezehrten Händen das lebenswarme Gesicht des jungen Mädchens. „Nicht wahr, du kommst von deinen Besorgungen nicht so spät zurück, ich fühle mich sonst verlassen.“

„Nein, Väterchen, nur eine Besorgung habe ich bald bin ich wieder bei dir.“ Noch einen Kuß drückt sie auf seine Wange und leichtfüßig geht sie nach der Türe.

„Martha!“ Klang es da nochmals, „was hast du an, dein Gang Klang mir so eigen, so nach Seide rauschend?“

Es war gut, daß der alte Mann die Röte nicht sehen konnte, die bei seiner Frage über Marthas Gesicht flog. „Es ist nichts, Papa, nur ein alter Rod von Mama“, und wie der Wind war sie zur Türe hinaus.

Anmutig schritt Martha Hörsam durch die Straßen, auf ihrem Gesicht strahlte der Frühling wie lachender Sonnenschein. Unerkannt erreichte sie den Stadtgarten und schon von weitem drangen ihr die Klänge der Musikkapelle entgegen. Mit Wonne lauschte sie den Melodien und mancher bewundernde Blick folgte der schönen Mädchengestalt, die so grazios dahinschwebte. Martha war doch ein wenig ängstlich, stets hielt sie sich in den Seitenpfaden, die weniger belebt waren wie der Promenadenweg, auf.

*

Professor Breitenberg, der allzeit schwer beschäftigte Arzt, hatte sich heute frei gemacht, um sein Versprechen, das er Fräulein v. Montan gegeben, einzuhalten. Er traf sie in dem Stadtgarten. Die dunkle Schönheit schien es dem ernstern Mann angetan zu haben. Lebhaft plaudernd schritten die beiden den belebten Weg auf und ab. Später bogon sie, um dem Gedränge auszuweichen, in einen Seitenpfad ein. Sie saßen nicht auf die Mädchengestalt, die geister-

haft bleich und vollständig bewegungslos ihnen entgegenstarrte, so vertieft waren sie. —

Erst war Martha den beiden ahnungslos entgegeneschritten, dann kam ihr die Dame in dem weißen Kleid mit dem großen Hut merkwürdig bekannt vor. Plötzlich blieb sie erstarrt stehen.

„Mein Gott!“ stöhnte sie auf, „das ist ja Fräulein von Montan, der das Kleid gehört.“

Begewischt war der lachende Frühling von ihrem Antlitz, sie war nicht fähig, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen, sonst hätte sie sich aufgerafft und wäre schnell nach einer anderen Seite verschwunden. Jetzt war es dazu zu spät. Das Paar kam an sie heran. Mit großem Erstaunen und dann mit vernichtender Kälte schauten die stolzen, dunklen Augen Erikas von Montan auf das fast zu Boden sinkende Mädchen. Da hob mit bittender Gebärde Martha Hörsam die blauen Augen zu der einstigen Gespielin auf. Doch mit einer verächtlichen Handbewegung wandte diese sich ab.

Ueberrascht hatte Professor Breitenberg bald auf das liebliche Mädchen, bald auf Erika geschaut. Dann wandte er sich mit einer Frage zu Fräulein von Montan. Kalt antwortete diese:

„Es ist nur meine Schneiderin, die mit den Toiletten ihrer Kundschaft lustwandelt.“

Als habe sie einen Dolchstoß in das Herz erhalten, so schmerzlich durchzudt es Martha Hörsam und mit tiefem Weh in den noch vor kurzem voll Lebenslust strahlenden Augen, ging sie dem Ausgang des Parkes zu. Doch ihre Kraft war zu Ende, sie wankte und wäre gefallen, wenn der Professor nicht hinzugesprungen wäre und die Schwankende gestützt hätte.

Mitleidig schaute der erfahrene Menschenkenner in das bleiche Mädchenantlitz. Er mochte ahnen, was in Martha vorging. Da hatte Martha den Schwächeanfall schon bezwungen. Nur jetzt stark sein und kein Aufsehen erregen.

„Soll ich das gnädige Fräulein zu einem Wagen begleiten“, klang mit tiefer, warmer Menschenliebe die Stimme des Professors an ihr Ohr. Sie schaute ihn an mit ihren Augen, die schon so viel Leid sehen mußten, und schüttelte leicht das Haupt.

Dann war sie fort, ehe er nur noch ein weiteres Wort an sie richten konnte.

Langsam kehrte er zu der in einiger Entfernung wartenden Erika zurück und mit erzwungener Unterhaltung schritten die beiden weiter. Als das Konzert zu Ende war, verabschiedete sich Breitenberg kalt von seiner Dame. Sein In-

teresse an Erika war, seit er in ein Paar blaue Augen geschaut, merkwürdig abgekühlt.

Mit fast übermenschlicher Anstrengung schleppete sich Martha Hörsam nach ihrem Heim zurück. Strahlend vor Jugendlust ging sie aus und als müdes, gebrochenes Weib kehrte sie heim. Schauhücht sie durch den kleinen Garten in das Haus. Gott sei Dank, daß der Vater sich zurückgezogen hatte. So leise sie auch die Türe nach ihrem Zimmer öffnete, des Blinden geschärftste Ohren vernahmten es doch. Eine sonderbare Ahnung beschlich das Herz des alten Mannes, so war Martha noch nie nach Hause gekommen.

„Martha!“ klang es bang und weh durch das kleine Zimmer. „Martha! Mein armes Kind, was ist mit dir geschehen?“

Es blieb so sonderbar still in dem Nebenzimmer, so daß den Alten eine furchtbare Herzensangst um sein Kind befiel.

„Martha!“ Wie ein banger Angstschrei so hallte es, — da flog die Tür auf und zu den Füßen des Vaters lag Martha in wehem Schluchzen. Und die Frühlingssonne durchströmte leuchtend das Zimmer und warf goldene Reflexe auf das blonde Haar der Weinenden.

Ueber die Lippen des Vaters kam kein Laut. voll Milde und Güte streichen seine Hände über das Haupt der Knienden. Er kannte sein Kind. Martha würde schon sprechen, wenn sie sich gefaßt hatte, sie hatte keine Geheimnisse vor ihm.

Mit zitternden Händen sucht sie die Hände des Vaters und zieht sie an ihre Lippen, dann preßt sie den Kopf darauf und mit vor Weh fast gebrochener Stimme erzählt sie ihm ihre Sehnsucht nach Glück und Liebe. Und wie bange, schwere Anklagen klangen die Worte aus dem Munde seines Kindes zu dem alten Mann. Das alles habe ich verschuldet, klang es mit erschreckender Deutlichkeit ihm in die Ohren. Durch meinen Leichtsinns brachte ich mein Kind um seine Jugend und in diese Lage. — —

Er beugt das Haupt mit den erloschenen Augen zu seinem Kinde und sanft nimmt er den Kopf der Verzweifelten und bettet ihn an seine Brust. Es lag so viel Liebe und Verzeihung in dieser einfachen Bewegung, daß es Martha warm zum Herzen quoll. Furchtsam und schüchtern hob sie die verweinten Augen zu dem Vater empor, und was sie in dem Gesicht von diesem las, war nichts als Gram und Leid, von Zürnen keine Spur.

„Mein armer Liebling, höre auf zu weinen, dein Vergehen ist nicht so schlimm. Du wirst

Fräulein von Montan das Kleid ersetzen, dann ist alles gut."

Das Kleid ersetzen? Der Atem stockte in Martha, die ganzen Ersparnisse, die sie gemacht hatte, gingen drauf.

Das war die Strafe für ihre Torheit, sie konnte sich selbst nicht verstehen, daß ihre Sehnsucht sie zu einem solchen Streiche hinreißen konnte. Hinausschreien hätte sie mögen vor Schmerz und doch kam kein Laut über ihre Lippen. Der Vater hatte schon genug gelitten, vor weiterem Leid mußte sie ihn bewahren, das war ihre Kindespflcht. Bei dem Worte Pflicht richtete sie sich hoch auf und die alte Entschlossenheit trat in ihre schönen Züge. Tüchtig wollte sie arbeiten, dann würde sie das Verlorene schon wieder einbringen. — Sie küßte den Vater und ging zu ihrem Platz an das Fenster. —

Mit Augen voll sprühenden Zornes war die schöne, elegante Weltkame nach dem Konzert in ihre Villa heimgekehrt. Ruhelos ging sie in ihrem Zimmer hin und her. Die Kälte des vorher noch so lebhaften Professors hatte sie in ihr Herz getroffen. Glaubte sie sich doch schon am Ziele ihrer Wünsche. Erika von Montan liebte den Professor Breitenberg. Aber die Hoffnung, an der Seite des geliebten Mannes ein hohes Glück zu finden, schwand bei jeder neuen Begegnung mehr und mehr. Der Austritt mit Martha Hörsam hatte alles zerstört. Die Augen des leidenschaftlichen Weibes sprühten, wenn sie daran dachte, und was ihr Inneres kochend machte, ist glühender Haß gegen die Urheberin des Ganzen. Je kälter Professor Breitenbach wurde, desto glühender wurde ihre Rachsucht. Kalt und feindselig blickten die dunklen Augen, und finstere Gedanken bargen ihre weiße Stirn. Martha Hörsam mußte das büßen, so wahr sie Erika von Montan hieß.

Ohne eine Ahnung zu haben, welche schwarze Wolken sich über ihrem Haupte zusammensogen, arbeitete Martha rastlos. Tag um Tag war vergangen, in dem kleinen Gärtchen vor dem Hause war der Flieder aufgeblüht und sandte seine süßen Düfte an das kleine Fenster, an dem Martha saß. Hin und wieder zuckte ein Sonnenstrahl über das gebeugte blonde Köpfchen und ließ das Haar ausleuchten wie pures Gold. Und während der emsigen Arbeit kreuzten die Gedanken rastlos in ihrem Hirn. Das Kleid war bezahlt und hatte, wie sie vorausgesehen, die ganzen Ersparnisse verschlungen. Erika von Montan konnte gegen sie keine Rücksicht, sie war eine unerbittliche Gegnerin. Die Wangen brannten

Martha noch in verletztem Stolz, wenn sie an die beleidigenden Aeußerungen dachte, die sie ihr in das Gesicht schleuderte. Dann tauchte vor ihrer Seele wieder ein anderes Bild auf. Sie sah wieder das gütige Männergesicht vor sich, das sie so mitleidig angeschaut, trotzdem sie nur ein armes Mädchen war.

Da Martha Hörsam so fleißig ihrer Arbeit nachging, war diese bald aufgearbeitet, und merkwürdig, obwohl Saison jetzt war, waren neue Aufträge nicht eingetroffen. Wie kam das? Karlos schaute sie um sich. Da, — ein furchtbarer Gedanke ging durch ihren Kopf, sie faltete die Hände über der Brust, als wolle sie das bange Ahnen im Innern zurückdrängen. Erika von Montans Rache. — Mit banger Deutlichkeit sah sie ihr Elend vor Augen. Und so war es. Bestellungen kamen keine, und als Martha das letzte Kleid ablieferte, hatte sie keine Arbeit mehr. Ihren Bemühungen, neue Arbeit zu erhalten, begegnete man kalt und stolz. Sie war in Acht und Bann gethan. Was nun?

Einsam lehnt sie am Fenster und schaut dem Spaziergang des Vaters, der den einzigen Kleinen Beg im Garten auf und ab ging, zu. Zum ersten mal stand sie untätig da. Vergebens strengte sie ihren Kopf nach einem Ausweg an, auch fehlte es ihr an Mut, dem Vater von ihrer Arbeitslosigkeit Mittheilung zu machen.

Was wurde aber in ein paar Tagen, wenn das Geld zu Ende war? Das Leid wollte von ihr nicht weichen. Das, was sie in übersprudelnder Lebenslust gethan, rächte sich bitter und schwer an ihr. Wenn es nur sie getroffen hätte; daß aber ihr armer, blinder Vater darunter leiden sollte, zerriß ihr das Herz. Ihr graute vor der Unfähigkeit, hinter der die Not lauerte mit ihren Krallen.

Und Martha Hörsam ist tiefes Schweigen, da faltet sie die Hände, und mit bebender Stimme rief sie den Allmächtigen um seine Hilfe an.

Längst war der Flieder verblüht und der Sommer hatte seinen Einzug gehalten.

Für Martha Hörsam hatten düstere, schwere Tage begonnen. Das eigene Leid verschwand in dem Schmerz um den Vater, der nur so dahin schwand. Er war alles, woran ihr Herz sich geklammert hatte. Mit selbstloser Hingebung umfieng sie ihn. Abgehärmt und bleich sah Martha aus, die Augen sprachen von vielem Weinen in schlaflosen Nächten.

Da sollte ihr in der tiefsten Not Hilfe werden. —

Professor Breitenberg saß nach seiner Sprechstunde untätig in seinem Arbeitszimmer. Schon seit Wochen ließ ihm der verzweifelnde Blick Marthas Hörjams keine Ruhe. Im innersten Grunde seines Herzens war für Martha etwas aufgegangen, für das er selbst keine Bezeichnung hatte. Trotzdem konnte er sich nicht entschließen, einen Schritt zu tun. Er redete sich ein, er habe kein Recht dazu. Da sollte ihm seine Menschenliebe, die er schon oft bewiesen, ein Recht dazu geben. Eine alte, liebenswürdige Dame erzählte ihm Marthas Hörjams Lebensgeschichte. Sie verhehlte auch nicht, daß dringende ärztliche Hilfe für den alten Mann nötig sei. Durch Erila von Montan hatte sie von dem Vorfalle gehört und Frau Ködern kannte Erila als rachsüchtig. Von Mitleid getrieben, eilte sie in die Vorstadt, sie kam gerade zur rechten Zeit. Martha wußte nicht mehr ein und aus. Kurz entschlossen bestellte sie zwei Kleider und legte ohne ein weiteres Wort ein Goldstück auf den Tisch.

„Wie in meinem ganzen Leben“, schloß sie, „werde ich den todeswehen Blick des armen Gesäßhöpfes vergessen, er drang mir in das Herz.“

Entschlossen nahm Professor Breitenberg seinen Hut, Frau Ködern hatte nicht umsonst an ein Herz appelliert. Auf der Straße lief ihm als erste Fräulein von Montan in die Hände. Mit einem Blick, in dem seine ganze Verachtung lag, ging er an ihr vorüber. Eine plötzliche Erleuchtung war über ihn gekommen und er fühlte sich dadurch froh und frei. Er würde Marthas Hörjam aus der Not befreien, daß alle darüber Lachen sollten. Rasch ging er, und bald hatte er sein Ziel erreicht.

Martha saß wieder auf ihrem Platz am Fenster, während der Vater matt und schwach auf dem kleinen Sofa lag. Mit fieberhaftem Eifer rächte Martha, kein Wort kam über ihre festgeschlossenen Lippen, nur dann und wann flog ein langer Blick zu dem Vater hin, und in diesem Blick offenbarte sich ihr ganzer Schmerz.

Ein kurzes, energisches Klopfen ließ sich an der Türe vernehmen und ohne auf eine Aufforderung zu warten, trat der Professor ein.

Totenblaß stand Martha auf und mit flehendem Blick schaute sie auf den Eintretenden. Da fiel sein Auge auf den Kranken und um Martha Zeit zu lassen, wandte sich der Professor in glühendem Ton an den blinden Mann. Er stellte sich vor, und bald war er mit dem alten Herrn in ein Gespräch vertieft.

Mittlerweile sagte sich Martha und schüchtern nähete sie sich den beiden. Bei ihrem Näherkommen erhob sich Breitenberg und verabschiedete sich von Herrn Hörjam.

Einem Winkte folgend, ging Martha mit dem Arzt hinaus. Kurz war der Besuch des Professors, er war heute nur als Arzt da. „Nun, mein liebes Fräulein, Ihrem Vater fehlt nichts als traktirte Nahrung, und für diese wird gesorgt werden.“ Er reichte ihr die Hand und versprach, morgen wieder nach dem Patienten zu sehen. Dann ging er, ehe Martha Worte fand. Sie war in ihrem Innern getroffen. Der Vater war nicht krank, sondern nur schwach und hinfällig, und das durch ihre Schuld.

Martha fühlte ihre Seele sich weiten. Nein — sie wollte nicht zurückbliden, sie fühlte die Kraft in sich, ihre Schuld zu überwinden. Eine große Gewißheit war über sie gekommen und hatte einen verklärenden Schein über ihr Antlitz gebreitet. Und als der Professor wieder kam, wick sie ihm nicht aus wie sonst, sondern reichte ihm freundlich die Hand, die er fest drückte.

Auch mit dem Professor war eine Veränderung vorgegangen, er wußte jetzt, was ihn immerfort nach dem kleinen Häuschen zog; das junge Mädchen mit ihren sehnsüchtigen Augen hatte es ihm angetan. Und eines Tages hatte er dem alten Mann, der bald wieder wohlaufl war, sein Herz geoffenbart.

Stumm vor Freude saß der Blinde vor dem Professor, — endlich hatte er sich so weit gefaßt, um mit vor Bewegung zitternder Stimme ein paar Worte des Glückes und des Dankes stammeln zu können. Sein Kind, seine Martha, sollte ein Glück finden, o Gott, das war fast zuviel Freude auf einmal. Geliebt wurde sie von dem Besten und Edelsten, den er kannte. Tränen der Freude rannen ihm aus den Augen, als Breitenberg sich erhob, um Martha aufzusuchen.

Martha war in dem kleinen Nebenzimmer beschäftigt, als der Professor bei ihr eintrat. Für sie gab es jetzt nichts mehr als ihre Pflicht. Die Sehnsucht nach Liebe und Glück hatte sie tief in ihr Inneres verschlossen.

„Fräulein Martha“, begann der Professor mit weicher Stimme, die sie wohlthuend umschmeichelte und das Herz zu rascherem Schlagen trieb, „Fräulein Martha, lassen Sie mich nicht viele Worte machen, ich verehere und liebe Sie.“

Da richtete Martha Hörjam sich stolz auf und schüttelt das blonde Haupt.

Nicht mißverstehen sollen Sie mich, Martha, ich lese in Ihren Augen die Sehnsucht nach Liebe

und Glück, lassen Sie mich es Ihnen bringen.“
„Da lesen Sie falsch, Herr Professor, mein Leben ist ausgefüllt von ernster Pflicht. Einmal war ich meinem törichtigen Herzen gefolgt und träumte von Glück und Liebe. Hart bin ich dafür gestraft worden. Es ist mir nicht gegönnt, die Sonne lachen zu sehen.“

Bleich und starr stand Erwin Breitenberg vor Martha, — abgewiesen! Nein, das durfte nicht sein.

Er ergriff ihre beiden Hände.

„Martha! Kind! Ich liebe Sie innig; was

martern Sie mich? Ich sehne mich danach, Sie als mein Weib in mein Heim zu bringen.“

Da waren ihre Zweifel gebrochen und leise lächelte sie vor Glück. „Und Erika von Montan?“ Klang es fragend zu ihm auf.

„Die taugt nicht für mein stilles Leben, ich brauche eine Frau mit sonnigen Augen, die mir mein Heim hell und licht macht, die für mich das Beste in meinem Leben ist.“

Der Widerstand war dahin. Martha Hörjam hatte die Ansel, auf der sie in Glück und Liebe leben konnte, gefunden.

Die Liebe des Pelzhäubl Märtl.

von Schrönghammer-Heimdal

Dem Pelzhäubl Märtl war es eine ausgemachte Sache, daß er nicht den nächstbesten Dorstrampl, der ihm gerade unterstand, als Ehehälfte auf sein einschichtiges, schuldenfreies Höfl lupfen würde. Denn Heiraten ist nicht Kappentauschen und der Märtl schaut sich seine Sache zusammen wie in jedem Stück. Dem Märtl seine Zukünftige muß ein Ausbund von Schönheit, Reichtum und Tugend sein und wenn er einmal an die Rechte kommt, dann läßt er sich auch etwas kosten, so knauserig und hauserisch er sonst ist. Auf dem Pelzhäublhof wächst das Geld wie die Brennesseln unter der Dachtraufe weil keins aus dem Haus kommt, sondern nur hinein. Das kommt von der gelegentlichen Handelschaft, die der alte Pelzhäubl schon getrieben hat und die der Märtl vom Vater ererbt hat. Wo ein feiles Stück Vieh im Stalle steht, wo ein abgeschwendeter Holzgrund billig zu haben ist oder sonst eine Gelegenheit, der Pelzhäubl ist der erste, der sie beim Schopf packt und rechtmäßige Händler haben meistens das Nachsehen. Bei diesen Handelschaften kommt man in den Dörfern und Höfen herum, man hört und sieht allerhand, was einem angehenden Hochzeiter von Nutzen sein mag, und der Märtl ist der letzte, der zeiterinnen nicht abträglich sein können.

Die „dümmsten Jahre“ sind an dem Märtl spurlos vorübergegangen und er hat zu einer Zeit, wo andere den Mädchen nachschauen, das Ramsfahren, das Stenographieren und die einfache Buchführung gelernt, lauter Dinge, die ein gelegentlicher Handelsmann gut brauchen kann. Auch ein Bartbindl hat er sich zurechtgelegt und ein Zahnbürstl; denn er sagte sich mit Recht, daß solche Dinge seinem Ansehen bei etwaigen Hochzeiterinnen nicht abträglich sein können.

Mit dem Heiraten hat er es nicht so eilig wie mit der Handelschaft, weil es so ist, daß man ein Stück Vieh oder einen Waldgrund wieder hinüberhandeln kann, aber ein Weibsbild muß man zeitlebens haben, obs gefehlt ist oder getroffen. Et, wie gut bewährt sich da dem Märtl die Stenographie! In seinem Notizbüchl hat er eine eigene Abteilung für Hochzeiterinnen, die für ihn in Frage kommen könnten. Name und Stand, Geld und Gut, Schulden und Schaden, und alles, was man bei der Handelschaft so erfragt, ist da getreulich verzeichnet. Manchen Abend sitzt der Märtl auf der Holzbank und schwelgt in den Aufzeichnungen über die möglichen Hochzeiterinnen. Welche wird es wohl sein? Von weither wäre ihm eine gleich lieber wie aus der Nähe, weil man da die Verwandtschaft nicht so auf dem Genid hat und der Märtel möchte ein ruhiges Hauswejen.

Es wird sich schon einmal schicken, daß er an die Rechte kommt, an Schönheit, Reichtum und Tugend in einer Person. Denn von diesen Bedingungen geht der Märtl nicht ab, so wahr er sich Pelzhäubl schreibt. Wenn er aber einmal an die Rechte kommt, dann liegt ihm nichts dran, wenn gleich ein Hunderter hin ist. Denn der Hunderter, den man am ersten Tag an eine Hochzeiterin hingängt, kommt auf der andern Seite tausendfach wieder herein.

In der Schönau ist heute Kirchweih, der Märtl setzt sich aufs Rad und fährt in die Weite. Vom Pelzhäublhöfl bis in den Schönauermarkt sind gut drei Gehstunden, aber der Märtl macht's mit dem Rad in einem halben Stündl, weiß abwärts geht auf der schönen Waldstraße. Und in der Schönauer Gegend gibts gute Höfe und goldige Hochzeiterinnen. Wer weiß, ob ihm nicht heute

die Rechte untersteht? Ist ihm ja gerade, als ob er heute in lauter Glück hineinradeln würde: Schönheit, Reichtum, Tugend!

Und richtig, auf dem Kirchweihplatz sieht er gleich eine, daß es ihm frei einen Kitz gibt. So ditzjauber und kerngesund, u. wenn sie lacht, hat sie Grüberln in Kinn und Wangen. Und das gefällt dem Märtl auch, daß sie bei den kleinen Kindern am Kaspertheater steht und nicht mit einem Kunden auf dem Tanzboden oder in einer Bierhütte herumwalft. An der Tugend wirds bei der nicht fehlen. Der Märtl geht in weitem Bogen rundum und schaut sich das Madl von allen Seiten genau an; und je öfter er hinschaut, desto besser gefällt sie ihm. So ein sauberes Frauenzimmer ist ihm noch nie untergestanden. Sie ist nicht übertrieben aufgeputzt, aber man merkt schon aus der ganzen Weise, daß sie aus einem guten Hause ist. Die Hände sind groß und rauh; die kann die Arbeit herpaden und große Stüddl machen; denn auf das muß ein Hochzeiter auch schauen. Jetzt wenn der Märtl nur wüßte, was es für eine ist!

Sitzt ein Bettelmann bei einer Käsehütte. Dem wirft der Märtl einen Zehnerndel in den Hut. Denn die Bettelleute kommen überall herum und kennen alle Leut. Sagt der Märtl und nickt gegen das saubere Madl hin: „Ist mir die besamt! Wenn ich nur wüßte, wo ich sie geschwind hintun müßt?“ Sagt der Bettelmann: „Die kenn ich gut. Die ist vom Wandbergut auf der Mandö. Ein braves Dirndl! Die gibt mir nie weniger wie ein Zehnerl.“

Ist recht denkt sich der Märtl, denn Wohltun trägt Zinsen und bringt Segen in ein Haus. Auf das muß man auch schauen. Jetzt steht er hinter der Käsehütte, wo ihn keine Seele sieht und blättert in seinem Notizbüchl unter „Hochzeiterinnen“; denn der Name ist ihm gleich so bekannt vorgekommen. Und richtig, da stehts ja schon: „Wandöer Lini, 23 Jahre alt, soll sehr sauber sein. Einzige Tochter! Verhältnisse: 240 Tagewerk, das meiste Weizenboden, 14 Röß, 8 Ochsen, 60 Kühe und Jungvinder, an die hundert Säue. Schuldenfrei, viel übriges Geld.“

Der schaut bald in sein Büchl, bald auf das Madl. Und je länger er schaut, desto gewisser wird es ihm: „Die oder keine! Das Madl wird Pelzhäublin, wird die Meine und wenn die Welt untergeht! Denn die Bedingungen sind glänzend erfüllt: Schönheit, Reichtum, Tugend. Kann sich ein Mensch etwas Schöneres träumen?“

Am liebsten ginge der Pelzhäubl gleich auf das Madl zu und täte es vor allen Kirchweihleu-

ten umhalsen. Aber das geht denn doch nicht und so eine Sache muß man schlau anpaden, bis man den Stier bei den Hörnern hat, daß er einem nimmer austann. Drum geht er geradewegs auf das Madl zu, streckt ihr die Hand hin und sagt so treuherzig, wie er nur kann: „Grüß dich Gott, Baserl. Gelt, da schaut!“

„Grüß dich Gott auch!“ sagt das Dirndl; „aber den Better kenn ich ja gar nicht?“

„Wirft mehr Bettern nicht kennen“, sagt der Märtl bedeutungsvoll. „Und wer weiß, wie nah daß die Verwandtschaft noch wird!“

„Ja, ich kenn dich wirklich nicht“, beteuert das Dirndl.

„Jetzt sag ich dir's extra nicht, was ich für ein Better bin“, lacht der Märtl. „Aber daß du siehst, daß ich wirklich dein Better bin und daß ich dich wohl kenn: Gelt, du bist auf dem Wandbergut?“

„Ja“, bestätigt das Dirndl.

„Gelt ja, daß ichs weiß!“

Das Baserl schaut den Märtl so von der Seite her an, daß ihm ganz zweierlei wird, wie sie so neben ihm hergeht. Jetzt ist auch der Augenblick gekommen, wo auch ein Pelzhäubl sein Geld anschauen darf; denn der Hunderter, denn es dem Märtl jetzt herausreißt, kommt ihm ja tausendfach wieder herein: 240 Tagewerk, das meiste Weizenboden, 14 Röß, 8 Ochsen, 60 Kühe und Jungvinder, an die hundert Säue, und ein Haufen übriges Geld — von Schönheit und Tugend gar nicht zu reden.

Vor einem Stand mit goldenen und silbernen Uhren hält jetzt der Märtl, rückt das Hüll verwegen ins Genick und nestelt einen Hunderter heraus. „Für mein Baserl ist mir nichts zu gut“, sagt er. „Dun Sie mir das schönste Uehrlein her und ein güldenes Halskettlein dazu.“

Das Dirndl weiß nicht, wie ihr geschieht. All ihr Behren und Sträuben ist vergebens, sie muß das Uehrlein annehmen vom Better und das schöne Kettlein dazu.

„Für mein Baserl ist mir nichts zu gut“, wiederholte der Märtl. „Und jetzt wird es wohl glauben, daß ich dein rechter Better bin. Ja, wer weiß, wie nah wir in der Freundschaft noch zukommen!“

Dem Dirndl ist es recht. Was sollte sie auch wider die Gutheit eines solchen Better's haben? Bei einem Zuderbäder propft er ihr das Handkörbl voll Lebzeltten und das allerschön're Kuchenherz muß her für das Baserl.

Jetzt meint der Märtl, den Stier richtig bei den Hörnern zu haben, weil das Dirndl schon so

hundsam und zutunlich ist, wie sich ein Dreierwerber nur wünschen mag. Drum fährt er sie in eine Methütte, ganz hinten in einem schönen Winkel, wo sich beim süßen Trum ein recht's Herzenspläuschel machen läßt.

„So, auf der Manöd bist, Baselr?“ sagt der Märtl; „muß ein schöner Hof sein, wie man hört.“

„240 Tagwert“, sagt das Dirndl.

„Was? Soviel?“ wundert sich der Tropf und nickt beifällig. Es hat also seine Richtigkeit mit Grund und Boden — genau soviel steht auch in seinem Notizbüchl.

„Da müßt ihr wohl fünf oder sechs Käß haben, bei soviel Grund?“

„14 sind's alleweil“, meint das Dirndl.

„Was, gleich 14? Soviel hätt ich nicht vermeint“, heuchelt der Gauner; denn im Notizbüchl sind ja auch 14. Ist also gerade so gut bei der fünf's ja auch 14. Ist also gerade so gut bei der fünf's ja auch 14. Ist also gerade so gut bei der fünf's ja auch 14.

Dem Märtl wird ganz warm ums Herz. Am liebsten tät er dem Dirndl gleich um den Hals fallen. Aber das hat noch keine Eile. Drum fragt er noch nach den Oehsen und Mähen: es sind soviel wie im Notizbüchl.

Dem Märtl geht der Atem schon ganz heiß vor lauter Glück. Jetzt, wenn die Säue auch noch stimmen, dann hält ihn nichts mehr zurück und er tut, was ein Pelzhäubl in solchem Fall nicht lassen kann: Hand her und ausgehaut — fertig ist der Handel! Hopppla, die Heirat! Nur nichts überhübeln, mahnt sich Märtl im stillen, nicht damit ihm das Trumm zuletzt noch aus der Hand rutscht! Drum fragt er ganz gelassen: „Wie stets nachher mit den Säuen auf dem Manödergut?“

„Hundert Stück haben wir alleweil.“

„So ein Höfl muß man suchen“, lobt der Galgenstrid und rückt das Hütl überquer, dann nimmt er das Dirndl bei der Hand und wiederholt: „Ja, so ein Höfl muß man suchen. Und so ein Dirndl wie die auch. Drum red ich frei von der Leber weg und du sagst mir's nachher, wie dir ist, gelt? Merk auf! Schon wie ich dich bei dem Kasperspiel gesehen hab, denk ich mir: Das ist ein Madl, wie man eirs' suchen muß. Ja, daß ich dir's sag, gerad zugestogen ist dir mein Herz. Jetzt hats mich und ich sehs schon, von dir bringst mich nichts mehr weg. Hast mich nicht gehen hören, wie ich gesagt hab: Wer weiß, wie nah wir zwei noch in der Freundschaft zusammenkommen?“

Das Dirndl läßt geschämig das Köpfl hängen. Gewonnen! jubelt der Märtl im stillen. Denn

er weiß, wieviels geschlagen hat, wenn so einem Dirndl das Feuer über das Gesicht läßt. Drum fährt er mutig und begeistert weiter: „Ja, Dirndl, soviel hats geschlagen bei mir, und wie ich sehe, bei dir auch. Weißt, das mit dem Baselr war ein Lug von mir, bloß wegen der Ansprach. Denn das hat mir mein Herz gleich gesagt: Das muß die deine werden und wenn die Welt untergeht! Ja, Dirndl, mir ist bluternst. Lang hab ich gewartet, bis mir die Richtige un-er-ges-tan-den ist; darfst mir's glauben, hätt genug haben können mit Geld und Gut, schwerreißige Trümmer. Aber weißt, auf so was schau ich nicht. Geld und Gut hab ich selber und das macht auch nicht glücklich. Ich schau bloß auf die Tugend und auf ein bißchen Schönheit, weil ich auch gut gewachsen bin — oder nicht? — und über einen schönen Zusammenstand steht nichts auf. So bin ich gestellt. Und da hast mein Bock auf ewige Lieb und Treu! Sag ja, Dirndl, mach mich nicht unglücklich — und heiraten können wir je eher je lieber, am liebsten morgen jähren.“

Jetzt wär's heranzukn. Hoch aufatmend starrt der Märtl auf das Dirndl.

„Ja“, sagt die, „alles wäre mir recht, aber ich weiß ja noch gar nicht, wer du bist?“

Donnerkeil! Das hätte der Märtl bald vergessen. Aber jetzt, nachdem es ihr auch so ist wie ihm, darf sie's ja erfahren. „Ich bin der Märtl“, sagt er „und das Pelzhäublhöfl in Berging ist mein Eigen. Ein schönes Heimatl, schuldenfrei und ein übriges Geld ist auch da. Wohl wird's nicht soviel sein wie bei dir.“

„O mein, bei mir! Nicht der Red wert, die paar hundert Markl. Was sich halt so ein Stall-dirndl erspart!“

„Du mich nicht foppen“, mahnt sie der Märtl. „Stall-dirndl, tät sie sagen! Hahaha, die Manödler Lini und Stall-dirndl!“

„Auf Ernst“, beteuert das Dirndl, „ich bin die Manödler Lini nicht, sondern bloß das Stall-dirndl beim Manödler.“

Der Märtl steht lachend auf und sagt: „Einen Augenblick, ich bin gleich wieder da!“

Draußen vor der Methütte dreht es ihn dreimal rundum. Dann bahnt er sich einen Weg durch das Gewurle der Kirchweihleute, holt sein Rad und fliegt heimzu, so schnell wie er gekommen ist. „So geht man mit meinen heiligsten Gefühlen um!“ jammert er laut in die einsame Landschaft. „So einen Birnesel muß es auf der ganzen Welt nicht geben wie mich. Mach ich einer Stallbiern einen Antrag und meine, es ist

dem Manöber seine Einzige! Auweh, auweh, auweh!"

"Ja, alles hätt Hand und Fuß gehabt — Reichtum, Schönheit und Tugend. Die Tagwerk haben gestimmt, die Köffer haben gestimmt, die Ochsen und Kühe haben gestimmt, die hundert Säu haben gestimmt. Bloß das Dirndl hat nicht gestimmt. O ich Holzgodl, warum hab ich nicht deutlicher gefragt! Jetzt sitz ich drinnen in der Patschen, der Alf in der Buttermilch! Alle Haarc könnt ich mir ausraufen! Ein Hunderter ist auch hin. Und darf nicht einmal ein Wörtl sagen, sonst deutet die ganze Welt mit Fingern auf mich! Ist nur gut! daß mich das Dirndl weiter nicht kennt! Aber das ist gewiß, die Richtige hab ich mir auf die Weis schon verpaßt. O ich Narr, ich Narr! 240 Tagwerk Weizenboden, 14 Koh, 8 Ochsen, 60 Kühe und Junggründer, an die hundert Säu, ein Haufen Geld — und dazu ein selcher Esel wie ich bin!"

Die Tränen rollen dem Pelzhäubl Märtl über die Backen, wenn er die südenschönen Zahlen in seinem Hochzeiterinnenverzeichnis nachliest. So viel steht bei keiner wie bei der Manöber Lini und der Lalli verwechselt sie in der Geschwindigkeit mit der Stallbirn!

Die sitzt die längste Zeit noch auf ihrem Platz in der Metzchenke und wartet auf den lieben Better, der nur „auf einen Augenblick“ hinausgegangen ist. Und sie tät wohl heute noch dort sitzen und auf ihn warten, wenn die Reithütte inzwischen nicht abgebrochen worden wäre.

Manchmal, wenn sie das schöne Rehelein betrachtet und das Guldentettlein, denkt sie an den sonderbaren Better. Wie hat er wieder geheißen? Milzbrändl? Bettzipfel? Zopsgaißl? Wollstrümpfl? Krachsfühl?

„Daß ihr der Name nicht mehr einfällt von dem spazigen Bettern? Kein Wunder! Es ist ja alles so geschwind gegangen damals mit der „ewigen Lieb und Tren.“

Das Glückszimmer

Humoreske von Albert Malden.

(Nachdruck verboten.)

Sie kam kurz nach der Mittagsstunde in Aufsee an und ließ sich sofort zu dem Hotel fahren, in welchem sie in den zwei Monaten ihres Witwenstandes während der Sommermonate Wohnung genommen hatte. Bei dem Tore des stattlichen Gebäudes trat ihr der Hotelbesitzer entgegen.

„Ach, gnädige Frau! Diese angenehme Ueber-
raschung! Ich dachte schon, gnädige Frau hätten ihr Versprechen vergessen und würden heuer nicht mehr kommen!“

Die junge Dame machte ein erstauntes Gesicht.

„Nicht mehr kommen? — Ich schrieb Ihnen doch, daß ich anfangs Juni bestimmt antomme und wieder die beiden Zimmer wünsche, die ich im Vorjahre bewohnte?“

„Da muß der Brief rein in Verlust geraten sein, gnädige Frau. Ich habe keine Zeile erhalten.“

„Ach, das ist doch ärgerlich! Und da kann ich vielleicht auch gar nicht meine Zimmer erhalten?“

Der Hotelbesitzer zuckte bedauernd mit den Schultern.

„Zu meinem größten Leidwesen, nein, gnädige Frau!“ Die beiden Zimmer sind gerade besetzt. Wenn ich nur eine Ahnung gehabt hätte!

Aber wenn sich die gnädige Frau vorläufig mit dem großen Wohnzimmer des ersten Stockes bescheiden wollen — nur auf drei Tage! Dann werden die beiden Zimmer wieder frei.

Die Züge der schönen Frau, die zuerst etwas von Mißstimmung verraten hatten, erhellten sich bei den letzten Worten des Hoteliers wieder.

„Nun, dann ist ja alles wieder gut. Mein Gesellschaftsfräulein kommt ohnedies erst in einigen Tagen an. Bis dahin will ich also mit dem Wohnzimmer vorlieb nehmen. Doch bitte: lassen Sie michs vorher jedenfalls ansehen.“

Sie ließ sich in das Zimmer führen. Es war ein schönes, geräumiges Gemach und bot in seiner Einrichtung die vornehme Eleganz, die dem Hotel in allem und jedem aufgeprägt war. Das eine der beiden Fenster ging nach dem südwärts gelegenen großen Garten, das andere gewährte einen schönen Anblick auf die Ostseite.

Die junge Frau blickte sich in dem Raume ein wenig um. Dann sagte sie in ihrer temperamentvollen, lebhaften Weise: „Recht hübsch — Prachtig! — Gut, ich bleibe!“

Sie begann auch sofort einiges aus den mitgebrachten Koffern auszupacken. Schon eine Stunde später kam ihr der Raum wohnlicher und behaglicher vor als die beiden Zimmer, die sie früher inne gehabt hatte.

Sie war eine jener lebhaften Naturen, die nach ihrer augenblicklichen Eingebung handeln. Bereits am folgenden Morgen faßte sie den Entschluß, in ihrem jetzigen Zimmer für die ganze Zeit ihres Aufenthaltes zu bleiben.

Eigentlich hatt' sie das Stubenmädchen, dem die Pflege des Zimmers oblag, zu dem Entschlusse bewogen.

Das Mädchen, das sie schon im vergangenen Sommer kennen gelernt, und mit dem sie stets leutselig verkehrt hatte, richtete des Morgens in ihrer vertraulichen Art die Frage an sie: „Nun wie haben gnädige Frau geschlafen?“

„Dante, liebe Anna, recht gut — so gut wie schon lange nicht, trotz der überstandenen Reise-strapazen.“

„Ach, dann sollte gnädige Frau auch das Zimmer behalten. Man sagt: wo man in der Fremde die erste Nacht gut schläft, da sollte man bleiben. Das Zimmer hat auch im vorigen Jahr einem Fräulein, die mit ihrer Mutter drin wohnte, Glück gebracht.“

„Ei, wieso denn?“

„Ja, wissen Sie, gnädige Frau, da rechts nebenan hat ein Doktor aus Wien gewohnt — ein Jurist wars. Den hat das Fräulein bei Tisch kennen gelernt. Er hat sie und die Mama überall begleitet. Das Fräulein hat immer frühzeitig aufstehen wollen, hat sich aber immer verschlafen. Da hat nun der Doktor jeden Morgen an die Wand geklopft und hat sie damit wachgerufen. Sie hat dann zurückgeklopft. Das war ihnen eine Klöpferei, gnädige Frau! Und oft hat man sie beide dabei ganz laut lachen hören können! O die zwei waren so lustig! Sehen Sie, gnädige Frau; dann haben sie sich verlobt und haben geheiratet.“

Die junge Frau lachte hell auf.

„Hahahaha! Und Sie meinen, liebe Anna, wenn ich hier in dem Zimmer bleibe, könnte auch mir einer durch das Klopfen an die Wand das Herz klopfen machen und mich dem Witwenstande untreu werden lassen! Na, auf diese Aussicht hin will ichs wagen. Sagen Sie dem Herrn, daß ich auf meine früheren zwei Zimmer verzichte und das Zimmer hier behalte!“

Das Mädchen versprach, die Botschaft zu überbringen. Aber solch ein Stubenmädchen hat im Kurort während der Saison beide Hände voll Arbeit und den Kopf voll von Aufträgen. Zehn Gäste — hundert Wünsche. Da nun die Gedächtniskraft nicht die stärkste Seite des jungen Mädchens war, und da ihm überdies ein heftiger Kopfschmerz während des ganzen Tages fast

unerträgliche Qual bereitete, vergaß sie es ganz und gar, dem Hotelier Mitteilung vor dem Entschlusse der jungen Witwe zu machen. Unglückschicksal kam bei ihr am nächstfolgenden Tage eine fieberhafte Krankheit, die sich eben vorher durch den Kopfschmerz angekündigt hatte, zum Ausbruch. Das Mädchen ruhte in das Krankenhaus der nächsten Stadt gebracht werden, ohne daß es sich zuvor des Auftrages der jungen Dame entledigt hatte.

Noch an demselben Tage kam ein Ersatz in das Haus. Aber das neue Mädchen erfuhr nichts von dem Wunsche der Dame, und so blieb auch der Hotelbesitzer davon in Unkenntnis.

Zwei Tage darauf unternahm die junge Witwe eine Fahrt nach Hallstadt. Schon der erste Frühzug führte sie in das herrliche Alpenstädtchen. Ein Zufall wollte es, daß sich an diesem Vormittage ein Fremder im Hotel um ein Zimmer befragte und gerade das große Eckzimmer des ersten Stockwerkes wünschte, da es ihm von einem Freunde gerühmt worden war.

Da die beiden Zimmer, welche die junge Witwe anfänglich gewünscht hatte, schon in den ersten Morgenstunden frei geworden waren, so überließ der Hotelbesitzer dem neuen Gäste das verlangte Gemach. Der Gedanke, daß die junge Witwe eine gut bekannte Besucherin seines Hauses sei, ließ ihn ihrer Zustimmung sicher sein, wenn er es wagte, ihre Habe unter seiner Aufsicht auch während ihrer Abwesenheit aus dem einen Zimmer in die beiden frei gewordenen Wohnräume bringen zu lassen. Bei ihrer Heimkehr wollte er sich überdies noch nachträglich bei ihr entschuldigen.

Die junge Witwe kam aus Hallstadt erst mit dem spätem Abendzug wieder in Aulsee an. Einige Damen, in deren Gesellschaft sie den Ausflug unternommen hatte, begleiteten sie bis in die Nähe ihrer Wohnung.

Durch den rückwärtigen, höher gelegenen Eingang, der direkt in das erste Stockwerk führte trat sie in das Haus, ohne daß sie jemanden vom Hausgestinde, das eben beim Abendbrot saß, begegnete. Vor der Thür des Zimmers hing wie gewöhnlich der Schlüssel an dem seitwärts angebrachten Haden. Sie sperrte die Thür auf und trat in das Zimmer.

Die Wanderfahrt und die Gesellschaft auf denselben hatten sie ein wenig ermüdet. Es machte sich bei ihr das Bedürfnis nach Ruhe und Einsamkeit fühlbar. Deshalb tat ihr auch das Halbdunkel der abendlichen Dämmerung, das draußen im Freien und noch mehr in dem von den Gartenbäumen beschatteten Zimmer lag, recht wohl.

Man konnte dabei so angenehm und still vor sich hinträumen. Sie rückte sich denn auch einen Stuhl an das offene Fenster und blickte hinaus in das lauschige Halbdunkel des Gartens.

In den Baumkronen rauschte leise der Abendwind. Von einem nahen Bispfel ließ ein Vogel laß in langgezogenen, bald in kurz jauchzenden Tönen sein Lied erschallen. Die junge Frau lauchte mit stillem Behagen.

Da hörte sie plötzlich hinter sich die Tür gehen. Sie dachte im ersten Augenblick, es sei das Stubenmädchen, deren Anklopfen sie wohl überhört haben mochte, und wandte sich dabei ruhig um.

Aber jählings sprang sie von ihrem Sitze empor. Sie wollte einen Schrei ausstoßen. Doch der Schreck lähmte ihr die Zunge. Vor ihr stand ein fremder, hochgewachsener Mann. Zwei Tage vorher hatte in der Gegend ein Raubansfall viel von sich reden gemacht. Sie dachte unwillkürlich im ersten Moment an nichts anderes, als an einen Anschlag auf ihr Leben.

Doch der Herr war der neue Mieter des Zimmers. Er schien anfangs über die Gegenwart der Dame sehr überrascht. Dann aber erregte ihre sichtliche Bestürzung den Gedanken in ihm, es habe sie eine unredliche Absicht in das Zimmer geführt.

Etwas schroffen Tones fragte er daher: „Bitte, was suchen Sie hier?“

Ein Atemzug der Erleichterung hob bei diesen Worten die Brust der jungen Frau. Sie glaubte nun zu erraten: der Herr hatte sich offenbar nur in seinem Zimmer geirrt.

„Was ich suche?“ gab sie etwas gefäßter, aber noch immer mit zitternder Stimme zur Antwort. „In meinem Zimmer — was ich suche?“

Ueber die Züge des Mannes glitt ein verständnisvolles Lächeln. Nun begriff er alles. Er hatte ohne Zweifel die Dame vor sich, von welcher ihm der Hotelier erzählt hatte, daß sie das Zimmer bisher inne gehabt habe, mit dem heutigen Tage jedoch zwei andere Zimmer desselben Stockwerkes beziehen werde. Erinnerte sich auch daran, daß die Ueberstiedlung in Abwesenheit der Dame erfolgt war, und nahm nun an, sie habe nach ihrer Rückkehr vom Ausfluge aus Vergessenheit das frühere Zimmer aufgesucht.

In übermütiger heiterer Laune machte er vor ihr eine galante Verneigung und erwiderte auf ihren Ausruf: „Ach, die Dame wohnt ebenfalls hier?“

Dabei drehte er den bei der Tür angebrachten Knopf des elektrischen Lichtes und ließ die drei

Glühlampen, die in der Mitte des Zimmers hingen, in hellem Glanze erstrahlen.

Die junge Frau stand mit sichtlich bestürzter Miene da. Ein kurzer Umblid in den hell erleuchteten Räumen bestätigte ihr die Richtigkeit seiner Worte.

„Mein Gott!“ rief sie, „wie ist es nur möglich! Es ist doch mein Zimmer — Nummer 5! Oder — hätte ich mich doch selbst geirrt?“

Ihr Blick war wie fragend auf ihn gerichtet.

Er vermochte ihr seltsamerweise nicht sofort Antwort zu geben. Seine heitere Sicherheit war wie mit einem Schläge geschwunden. Ihre Jugend und Schönheit, die ihn der Glanz des elektrischen Lichtes erst jetzt erkennen ließ, machten ihn ganz betreten.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein“, stammelte er, „es ist kein Irrtum — das Zimmer ist — es hat die Nummer 5 — aber — ich bitte, ich glaube, Sie aufklären zu können: es ist — doch, gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich zuerst noch vorstelle: Ingenieur Felbing aus Wien. Was nun die Aufklärung betrifft: Ich kam heute hier an, suchte das Hotel auf und reflektierte aus besonderen Gründen auf dieses Zimmer. Der Hotelier sagte mir, es werde gerade heute frei, da die Dame, die es bisher bewohnte, auf zwei andere, eben frei gewordene Zimmer Anspruch mache. Er ließ auch im Laufe des Vormittags Ihre Sachen, gnädig's Fräulein, in die beiden Zimmer schaffen, und nachmittags packte ich bereits hier meine Koffer aus.“

In dem Gesicht der jungen Dame leuchtete bei diesen Worten etwas wie zornige Erregung auf.

„Wie?“ unterbrach sie ihn, „der Hotelier ließ meine Sachen während meiner Abwesenheit fortbringen? Das ist doch —!“

„Bitte, gnädig's Fräulein, es geschah, so viel ich weiß, unter seiner Ueberwachung.“

„O immerhin! Diese Eigenmächtigkeit! Und ich ließ ihm doch noch sagen, daß ich dieses Zimmer für die ganze Zeit meines Aufenthaltes behalten werde!“

„Ach, davon sagte mir der Hotelier kein Wort! Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein! Wenn ich es geahnt hätte —! Doch, wenn dem so ist, werde ich natürlich, so leid es mir auch tut, einen anderen Raum suchen und auch sofort den Auftrag geben, meine Sachen fortzubringen. Bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein!“

Dabei machte er eine tiefe Verneigung vor ihr und trat gegen die Tür. Aber er hatte die Hand noch nicht an die Klinke gelegt, da hörte er sich von ihr angerufen.

„Bitte, mein Herr!“ rief sie, ihrem jähen Impulse unwillkürlich nachgehend, „bitte, Herr Ingenieur, noch einen Augenblick! Sie sagten eben, es würde Ihnen leid tun, auf dieses Zimmer verzichten zu müssen, und vorhin erwähnten Sie auch, daß Sie auf das Zimmer aus besonderen Gründen reflektierten. Vergessen Sie meine Neugierde! Bitte, dürfte man wissen, welches diese besonderen Gründe wären?“

Sie hatte die letzten Worte unter seinen Blicken nur stotternd und mit wachsender Verlegenheit herausgebracht. Dies gab ihm nun wieder zum Teil seine Sicherheit und seinen heiteren Mut zurück. Ein leises Lächeln spielte in seinem Gesicht, wie er ihr antwortete:

„O, gnädiges Fräulein, damit hat es seine eigene Verwandnis. Es ist — Sie werden darüber lachen — aber auch auf diese Gefahr hin will ich es Ihnen gestehen. Im Vorjahr hat einer meiner Freunde, den wir für einen verlässlichen Junggesellen hielten, und der sich auf den Weiberfeind hinauspielte, aus diesem Zimmer sein häusliches Glück geholt. Na, und sehen Sie, gnädiges Fräulein, da kam es heuer wie eine fixe Idee über mich — ich beschloß, während meines ganzen hiesigen Aufenthaltes dieses Zimmer zu mieten . . .“

Er hielt unwillkürlich inne über die jähe Bewegung, die sie bei seinen Worten machte.

Unter etwas erzwungenem Lachen rief sie: „Ach, und Sie meinen, wenn Sie dieses Zimmer mieteten, dann würden —“

Sie mußte unter seinem Blick wieder stocken. Eine dunkle Röte überflammte ihr Gesicht.

„Ganz richtig, gnädiges Fräulein“, ergänzte er in immer wärmer werdendem Tone ihre Worte, „ich meinte, dann würde auch ich in diesem Raume das ersehnte häusliche Glück finden. Und ich will es nur gestehen, eben vorhin, eben jetzt — das unerwartete, abenteuerliche Zusammentreffen. — Bei Gott! ich möchte fast an eine höhere Bestimmung glauben! Bitte, gnädiges Fräulein, glauben Sie nicht auch an solche Bestimmung?“

Ein heiteres Lächeln zuckte um ihre Lippen.

„Gewiß, glaube ich daran, doch bitte, Herr Ingenieur, entschuldigen Sie, ich bin Ihnen eine kleine Aufklärung schuldig: ich bin nicht mehr Fräulein —!“

Er starrte sie wortlos an. In seinen Zügen malte es sich deutlich wie Schreck.

„O, verzeihen Sie! Nicht mehr —! Ach, schade —!“

Ihre Heiterkeit befremdete ihn.

„O, begreifen Sie nicht, gnädiges Fräulein

— pardon! gnädige Frau! Mein Glaube an die höhere Bestimmung —! Die frohe Hoffnung, die ich eben an dieses Zimmer knüpfte —!“

„O diesen Glauben und diese Hoffnung können Sie doch immerhin weiter behalten. Bitte, Herr Ingenieur, ich überlasse Ihnen natürlich unter diesen Umständen recht gerne dieses Zimmer. Doch nun will ich nachholen, was ich vorhin, da Sie mir Ihren Namen nannten, gegen alle gesellschaftliche Regel versäumte, und will mich Ihnen gleichfalls vorstellen: Frau Hedwig Luttmann, Witwe des vor zwei Jahren verstorbenen Fabrikanten Luttmann.“

„A, Witwe! O, gnädige Frau! Witwe! Ach, wie ich mich freue!“

„Wie, daß ich Witwe bin?“

„Freilich, gnädige Frau! O, ich möchte aufjauchzen! Sehen Sie, nun kann ich wieder hoffen —!“

Dabei ergriff er in überströmendem Gefühl ihre Hand, und sie ließ es willig gefehen, daß er dieselbe eine Weile mit leisem Druck festhielt.

„Gewiß sollen Sie glauben und hoffen!“ entgegnete sie mit stillem Lächeln. „Der Mensch muß dies immer tun. Ich halte es ebenso. Aber nun erkenne ich, daß es nicht schicklich sein dürfte, wenn ich mich noch länger in Ihrem Zimmer aufhalte. Denn es ist Ihr Zimmer, Herr Ingenieur. Ich trete Ihnen mein älteres Recht an dasselbe gerne ab — schon um Ihnen nicht hinderlich darin zu sein, daß Sie hier Ihr häusliches Glück finden.“

Er sah sie mit tiefen Blicken an.

„Gnädige Frau, bloß nicht hinderlich! Und wenn ich Sie bitten würde, mir dabei behilflich zu sein?“

Ihr Gesicht erglühte. Unter leisem Lächeln gab sie zur Antwort: „So weit ich es zu tun vermag, Herr Ingenieur —! Doch jetzt will ich rasch meine Zimmer aufsuchen. Auf Wiedersehen, Herr Ingenieur!“

„Auf Wiedersehen, gnädige Frau!“

Er stand da wie im Traum und blickte auf die Thür, durch die sie das Zimmer verlassen hatte. Dann rief er jubelnd vor sich hin: „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!“

Und sie sahen sich wieder am nächsten Tag und an den folgenden Tagen. Zwei Wochen darauf schickten sie beide an ihre Verwandten und Bekannten goldgeränderte Karten aus Elfenbeinpapier aus, die ihre beiden Namen enthielten, mit dem Zusatz des verheißungsvollen Wortes: Verlobte. Das Zimmer hatte ihnen wirklich das ersehnte Glück gebracht.